Fredegund

Emil Lucka

Digitized by Google

3470
.P4
6

Library of

Princeton University.

Blau Memorial Collection

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Emil Lucka

354

Fredegund

I

Rikola Verlag

Digitized by Google

Emil Lucka

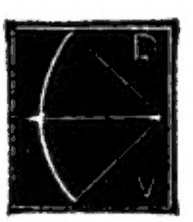
Fredegund

Digitized by Google

Emil Lucka

Fredegund

Ein Roman aus alter Zeit



Rikola Verlag
Wien Berlin Leipzig München
1921

Digitized by Google

Copyright 1921 by Rikola Verlag A.-G., Wien.

Druck: „Elbemühl“, Wien, IX.

Digitized by Google

Ich habe unserem Bischof Gregor, der ein weiser Mann ist und unter den Heiligen Gottes steht, in langer Beichte alle meine Sünden bekannt. Er hat seine Hände vors Gesicht gelegt und hat geweint, weil ein Mensch in kurzem Leben — ich bin noch nicht dreißig Jahre alt — so arge Schandtaten gegen die Menschen wie auch gegen die Gebote Gottes und seiner Heiligen hat vollführen können. Er kehrte sich von mir, kniete beim Kruzifix hin und verharrte lang in schweigendem Gebet. Indessen stand ich am Türpfosten, und ich konnte fühlen, wie unterm Estrich die Flammen der Hölle züngelten und zu mir aufschlugen. Denn niemals sind durch einen Menschen so viele Sünden begangen worden wie durch mich. Ohne Aufhören wird die Strafe sein, die auf mich wartet. Auch die Langmut des Herrn versagt angesichts meiner Übeltaten.

Mein Leib schmerzte noch von den Geißelhieben, und ich klammerte mich ans Holz, das unser Bischof berührt hatte mit seinen heiligen Händen, auf das geweihtes Wasser gesprengt worden war. Aber es half nicht, immer stärker empfand ich die Pein, die nimmer enden würde bis zum Tage des Gerichts.

Während ich so an der Tür lehnte und Schauder

(RECAP)
3470
14
236
547404
Digitized by Google

der Angſt mir durchs Fleiſch zuckten, ſtand Biſchof Gregor vom Boden auf. Er ſenkte ſeine Hand in den Weihbrunnkeſſel und ſiegelte mir Stirn, Mund, Bruſt und Wangen mit dem allerheiligſten Zeichen. So ſtark preßte ſeine Hand, daß ich den Schmerz des Kreuzzeichens fühlte und das Mal ſichtbar trug. Dann ſprach er: „Ärger ſind deine Sünden, Eberulf, als die Sünden Nebukadnezars, Neros und König Chilperichs, dem du ein Diener geweſen biſt. Ich habe zu Gott gerufen, und habe ihn gefragt, welche Buße dir auferlegt ſei, daß du nicht gänzlich verloren geheſt in Zeit und Ewigkeit. Und der Herr hat meinen Ruf empfangen. Er hat meine Seele klar gemacht und hat ſeine Stimme herabgeſendet zu mir. Das Wort erſcholl: Schließ ihn ein ins enge Gemäuer, das ſich einſt die heilige Radegunde im Walde von Pektavon aufgerichtet hat, um ſich zu verbergen an den Tagen ihres großen Schmerzes. Dort ſoll er wohnen bis ans Ende ſeiner Zeit. Leg eiſerne Ketten vor ſeine Tür und ſtell jeden Morgen ein Brot ans Fenſter und einen Waſſerkrug. Er ſoll keinen Menſchen ſehen, ſchweigend, in Bußfertigkeit und Geißelung ſoll er ſeine Tage hinbringen. Er ſoll jedes Blatt ſeines Lebens vor ſich aufbreiten und mit ſeinen Tränen bereuen!“ — Den Blick nach oben gewendet, fuhr Gregor fort: „Kann ihm dann vergeben werden? ſo fragte ich in Angſt um dieſe beſudelte Seele. — Es geſchah ein leiſes Wehen, die Stimme ſprach nicht mehr.“

Hart faßte mich Gregor, und ich war verwundert, daß in den Knochen dieſes Greiſes ſolche Kraft lebte. Er ſprach mit grimmigem Ernſt: „Meine Diener werden dich in den Wald von Pektavon

führen, ins tiefſte Dickicht, wo nur ſelten eines Menſchen Fuß ſchreitet, denn Bär und Urſtier hauſen dort allein. Sie werden dir die Zelle der Heiligen auftun und werden Ketten vor die Türe legen. Wohne dort, tu ſchweigend Buße! Kein Kiſſen gebe ich dir und keinen Mantel, nur eine Kutte, wie büßende Mönche ſie tragen! Dazu eine Maultierlaſt Pergamentblätter und Rabenſtiele genug. Schreib in Demut auf, was du geſündigt haſt im Dienſte deiner Königin, ende jedes Blatt mit ſechs Paternoſtern! Auf deinen Knien ſollſt du ausharren, während du vor Gott beichteſt! Und du ſollſt mit einem bußfertigen Herzen deiner Sünden eingedenk ſein!“

Ich ſank unter der Fauſt des Biſchofs ins Knie, und ich küßte ſein Gewand. „So ſei es, wie du geſprochen haſt, Vater! Kann ich Rettung finden?“

„Gott wird gnädig mit dir verfahren, wenn dein Herz ſich in Treue zu ihm wendet! Er wird dir verzeihen, wie ich dir verziehen habe, was du gegen mich ohne Liebe getan! Ich werde am Grab unſeres Heiligen beten, daß er dir ein Fürſprecher ſei!“

So redete Gregor zu mir und ließ mich allein. Ich aber ging, wunderbar getröſtet, mit etlichen ſeiner Diener in den vergeſſenen Wald. Sie gaben mir Pergament und Kiele und ein Brett für mein Lager. Dann ſchmiedeten ſie mit eiſernen Klammern die Ketten ans Holz. Ich ſah die Welt nicht mehr, nur den Stamm einer Buche durch das ſchmale Fenſterlein.

1.

Neunzehn oder zwanzig Jahre mochte ich zählen, da ſandte mich mein Vater mit ein paar

Knechten ins Sumpfland zu der Hütte unſeres leibeigenen Mannes Ciucilo mit den befehlenden Worten, daß uns ſogleich alle Fettſchweine gegeben würden; denn mein Vater wollte ein großes Mahl beſtellen für die Hochzeit meiner Schweſter Ragnachild, die dem Grafen Aunulf, dem Herrn über Sollag und Irom, angetraut wurde. Viele Sippen und viele Gefreundete waren zum Feſt gekommen.

Als ich ins Bereich der Sumpfſaſſen gelangte und die Hütten ſah, wo Menſch und Tier ſchmutzig zuſammenhauſten, rief ich: „Wo iſt Ciucilo?“ — Die Schweine wälzten ſich in Sumpf und Kot. Ich ſah, daß ſie gut aufgemäſtet waren, denn fruchtbar iſt jenes Land, wenn auch verderblich den Menſchen und voll mit böſem Peſthauch. Ein breiter junger Menſch trat aus einer der Hütten, er hatte ſtarke, haarige Arme, ſchwarze Strähne lagen ihm über die Stirn und deckten faſt die Augen zu. Er hob den Klotz, den er hielt, als wollte er mich ſchlagen. — „Wer biſt du? Was willſt du?“ murrte er, und es klang, als ſtiegen Blaſen aus dem Sumpf.

„Ich bin Eberulf, Eures Herrn Sohn, und ich fordere von unſerem leibeigenen Mann Ciucilo alle Schweine, die gemäſtet ſind!“ — Ich rief es laut und ſchwang die Geißel dazu. Die Knechte ſtanden hinter mir.

„Ciucilo iſt nicht da! Und wir haben keine Schweine für Euch!“ ſo ſprach der Menſch.

Ich ſchlug ihn übers Geſicht, und ein Blick traf mich, ſo tückiſch, daß er wie ein ekles Ding in meiner Seele blieb. Der Burſch krümmte ſich und ver-

ſchwand in die Hütte, die aus Sumpferde erbaut war und aus der ſtinkender Rauch quoll.

„Geh hin,“ ſagte ich zu einem der Knechte, „und bring mir den Ciucilo!“

Der Knecht ſchlug an die Wand. Nichts regte ſich.

Da ſchrie ich laut: „Wollt Ihr, daß ich Euren Miſthaufen umwerfe?“

Jetzt kam etwas hervorgekrochen, das mochte wohl der Ciucilo ſein. Es war ein kleiner Mann und ganz ſchwarz im Geſicht, das Haar hing um ſeinen Kopf wie Sumpfgras. „Was willſt du, Herr!“ ſtöhnte er mit rauher Stimme. „Wir haben nichts! Die böſen Geiſter haben alles erwürgt!“

„Habe ich nicht die Schweine geſehen?“

„Nichts! Nichts!“

„Fangt die Schweine!“ rief ich den Knechten zu und achtete nicht auf den Mann, der ſelbſt ſeinen Schweinen gleich war an Ausſehen und Geruch, und auch nicht auf den Tölpel, der wieder hervorkam, ſeinen Baumklotz drohend zwiſchen den Händen. Aber er wagte ſich nicht näher, denn ich hatte mein Schwert gezogen, und die Knechte griffen an ihr Meſſer.

Wir gingen nun, um mit unſeren Stricken die Schweine zu fangen, denn ich ſah, daß dies beſſer wäre, als mit den bösartigen Geſellen Streit zu haben. Es gelang uns leicht, denn die Schweine waren fett und träge, manches ſchwer wie ein Stierkalb. Das wird ein reiches Hochzeitsmahl! dachte ich und wollte heimkehren.

Über den Sumpfweg kam jetzt ein Mädchen gegangen. Sie war nicht ſehr hoch gewachſen, aber

sie schien voller Kraft im Gehen, und sie mochte wohl siebzehn Jahre alt sein. Wie ein Strauch, den schwacher Wind biegt, so wogte ihr Leib in den Hüften. Sie ging sicher über den schmalen Weg, gleich einer Herrin, der Land und Luft eigen sind. Zuerst schien mir, als tanzten Flammen um ihren Kopf, doch als sie näher kam, erkannte ich, daß sich die Sonne in ihrem hellen roten Haar gefangen hatte und darin glitzerte. Ihr Gesicht war rund und weiß, der breite Mund erinnerte mich an eine Katze, ich weiß selbst nicht wie.

„Das ist Fredegund, die Tochter des Sumpfsassen!“ sagte der Knecht Grindio.

„Weiß ist sie wie eine Herrin aus reinem Blut, und Vater und Bruder sind dunkel und schlecht!“

„Ein Wechselkind vielleicht, das man in die Wiege gelegt!“

„Niemand hat ihre Mutter gesehen!“

So redeten die Knechte.

Das Mädchen war ganz nah gekommen. Ihre Augen schienen mir grau, aber von einem bläulichen Schimmer durchflackert. Späterhin, als ich Fredegund oft zur Seite war, habe ich erkannt, daß ihre Augen auf grünlichem Grund standen und schwach leuchteten in Mondnächten. Und wenn der Funken der Begierde hineinfiel, schwammen im Klar Regenbogen und Schatten von wetterndem Gewölk.

Gelassen blickte Fredegund uns an, mich und die Knechte und die Schweine, die wir gefesselt hatten. Ihre Blicke drangen in mich ein, rissen mir allen Atem vom Mund, gossen mir Feuer und Gift in die Seele und eine neue Süßigkeit. Ich

fühlte ein Zittern, wie ich noch keines gekannt hatte: in dieser Stunde nahm alles Unglück und alle Sünde meines Lebens ihren Anbeginn und stieg immer höher, wie ein Brand, angefacht am Feuerhaar Fredegunds, der Tochter des Sumpfbauern.

„Was habt Ihr hier zu suchen?“ fragte sie mich mit einer ruhigen, tiefen Stimme.

Ich vermochte ihr keine Antwort zu geben, und der Knecht Godin faßte sie um die Hüften. Da schlug ich ihm mit der Geißel ins Gesicht.

Fredegund hatte sich nicht gerührt. Jetzt befahl sie: „Geht fort! Laßt unsere Schweine!“

Ich senkte meine Augen vor ihr, löste die Schlinge, die ich einer Sau um den Hals geworfen hatte, und winkte den Knechten. Sie taten, wie ich getan hatte, und wir gingen den schmalen Weg zwischen den Sümpfen zurück.

Mein Vater erzürnte sich sehr. „Voll mit Gästen ist unser Haus! Wie können wir sie satt machen?“ — Sind nicht auf unseren Weiden Rinder und Schweine genug? dachte ich. Aber ich redete kein Wort von dem, was mir widerfahren war.

2.

Auf dem Hochzeitsfest Ragnachilds gab es viel Lärmen, die Freunde aßen und tranken eine Woche lang. Aber in meinem Herzen war Unruhe, und die Unruhe wuchs an jedem Tage. Ich achtete nicht des Methtroges, der mir anvertraut war, auch nicht der jungen Angilberga, der Tochter Angilberts, der sie mir mit vielen Hufen Landes und vielen Herden Vieh zum Weib zu geben gedachte.

Ich redete wenig mit ihr, und mehr als einmal mußte ich die harten Worte des Vaters hören, der mich heimlich zurechtwies. „Bringst du so Unehre über unser Haus, das mit dem Hause des Grafen Angilberts verschwiegert werden soll?“ sprach er. „Unter den Ersten des Reiches säßest du und ganz nah dem König, wenn du Angilberts Eidam und Erbe würdest! Denn er hat keinen Sohn!“

Ich wußte wohl, daß mein Vater das Rechte sprach, und ich vermochte doch nicht, der jungen Angilberga, mit der ich als Kind gespielt hatte, freundliche Worte zu sagen. Denn seit ich im Sumpfland bei Ciucilo gewesen war und seine rote Tochter mich mit ihren großen Katzenaugen angesehen hatte, seit dem Tag war Unfriede in mein Herz eingezogen. Ich schämte mich sehr, daß ich diesem Mädchen, eines Leibeigenen Kind und selbst meinem Vater leibeigen, nicht besser standgehalten, daß ich ihr gehorcht hatte wie einer Fürstin und die Schweine wieder freigelassen hatte, nach ihrem Befehl. Und ich beschloß, ihr den Herrn zu zeigen, wenn sie wieder vor mich hinträte.

Der Knecht Godin, den ich um Fredegunds willen geschlagen hatte, ließ sich vernehmen, als er im Pferdestall mit Grindio Hafer schaufelte: „Dieses Mädchen hat mit dem Bösen Umgang! Sie ist nicht wie andere Frauen!“ Und der Knecht Grindio erwiderte hierauf: „Dem eigenen Bruder, dem schwarzen Greuel, ist sie verbuhlt, sagt man.“

Ich erstarrte in meinem Herzen. Und ich ging leise aus dem Stall, daß mich die Knechte nicht sähen.

Es war an dem Abend, da der letzte Gast unser

Haus verlassen hatte und jeder den Schlaf suchte. Da ging ich noch aus, denn die Unruhe war wieder groß in mir. Ich trat unter die Bäume, in den Wald hinein, und ich wußte doch selbst nicht, was ich dort suchen wollte zu dieser Stunde. Zwischen die Schatten war Mondlicht hingestreut, und der Weiher, der durch die Bäume schimmerte, glomm wie klares Silber. Ich blieb stehen und faßte an mein Schwert — was regte sich am Ufer? Eine Hirschkuh vielleicht, die gekommen war, zu trinken nach dem warmen Tag? Vielleicht eines der seltenen weißen Tiere, denn licht war die Gestalt, die sich zum Wasser beugte.

Ich trat näher — eine Frau stieg hinab zum Bade. Das Herz schlug mir hoch auf. Niemals war ich einer Frau nahgekommen und hatte doch in Träumen heftig begehrt, solch einen geschmeidigen Leib zu umspannen. Es ist lange her, seit sich dies begeben hat — aber noch heut, da ich mich des Anblicks entsinne, in meiner verschlossenen Kammer, die mir als Grab bestimmt ist — noch heute zittert mein Herz.

Ich muß absetzen und spreche ein Gebet. Durch das schmale Fenster kommt Mondschein zu mir, ich kann einen Hirsch hören, der brünstig schreit.

Ein Jüngling war ich in jener scheinenden Sommernacht, als eine Frau die Arme auftat und sich langsam zum Spiegel neigte. Zwischen uns war das Gewässer.

Stand vor mir eine Menschenfrau oder eines der Waldgeschöpfe, die sich uns selten zeigen, die schön sind und gefährlich den Männern? — Es

war Fredegund! — Eine graue Katze lag als Hüterin auf ihren Kleidern.

Fredegund schwamm durchs matt leuchtende Wasser. Ihr Leib regte sich lebendig, er schien kürzer geworden, doch er war rein und silberhell. Und das Haar, das sie sich um die Stirn gewunden hatte, glimmerte in Farben, die ich nie gesehen. Ihre Augen waren weit aufgetan, doch sie schienen erloschen, Spiegel des Mondlichts, Spiegel der Gewässer.

Mir waren Hände und Füße kalt geworden, und ich dachte der Kränkung, die ich durch Fredegund erlitten hatte vor den Knechten. Nun wollte ich Herr sein über sie! Ich trat aus den Baumschatten und ich rief: „Fredegund!“

Ihre Augen gingen auf, ohne Erschrecken. Und jetzt konnte ich sehen, daß sie mondfarb waren, schillernd in bläulich-violettem Glanze. Die Frau war nah ans Ufer gekommen, stellte sich auf, ihr Oberleib ragte aus dem Wasser, und ich schaute mit Beben die Schultern und die weiße Brust. So schön war diese Frau, daß sie nicht von Menschen kommen konnte. — Hatte eine Wasserfee mich getäuscht?

Sie aber sprach mit einer ruhigen Stimme und schämte sich nicht, wie Frauen wohl pflegen, wenn sie einer belauscht: „Warum störst du mich, Eberulf?“

Wie seltsam scholl mein Name! Es war Fredegund!

Ich trat bis an den Rand des Gewässers. „Komm her zu mir, ich will dich fassen, du schöne Knechtstochter!“

Auf ihrem Gesicht war ein stolzes Lächeln; nicht eine Magd schien sie zu sein, sondern eine Fürstin, die in purpurnen Kleidern auf den Stufen ihres Thrones steht. Und sie war doch nackt vor mir! Kleine Wellen liefen ihr um Hüften und Schoß und schienen die süße Haut zärtlich zu küssen. Sie sprach ohne Scheu: „Du? Was willst du von mir?“

Wie Spott klang es. Und ich schrie: „Dich, Fredegund!“

Sie lachte. „Weißt du nicht, daß ein König auf mich wartet? Geh!“

Wie sie das gesagt hatte, kehrte sie sich und schwamm langsam hinüber. Herrlich blinkte ihr Leib unterm durchscheinenden Wasser.

„Geh!“ — Ihr Wort hatte mich getroffen, daß ich taumelte; und ich mußte gehorchen. Ich ging unter den Bäumen hin, ohne mich noch einmal zu wenden. Als ich heimkam, fiel ich auf mein Angesicht und weinte. Ein König wartete auf Fredegund!

Damals bin ich wohl zwanzig Jahre alt gewesen.

3.

Der König kam.

Chilperich hatte mit seinen Brüdern Sigibert, Guntram und Charibert Lose über das Erbe des Vaters geworfen, und die Könige hatten vor den Reliquien der Heiligen Schwüre getauscht, alle Verträge zu halten und niemals zu begehren, was ihnen nicht zuteil geworden war rechtens. König Chilperich zog heim, schwer beladen die Karren mit Gold und mit Seide, mit Silbergerät und mit schimmernden Kirchengewändern. Mein Vater

ordnete die Kammern und trieb das Vieh ein, denn der König nahte als Gast unserem Haus. Ragnachild war mit Aunulf gekommen, es gab Arbeit in Scheuern und Hof.

Wir ritten die Heeresstraße hinauf, Chilperich und die Seinigen zu empfangen und ins Haus zu geleiten, froh dem glücklichen Tage geneigt. Bald sahen wir Staub und dann ein Geblink von Harnisch und Waffen. Mein Vater sprang ab, und wir folgten ihm alle, schlugen Schwert an Schild und grüßten den König.

Chilperich saß hoch auf seinem Rappen. Er hatte den Helm vom Haupte genommen, das lockige Haar floß ihm über die Schultern. Zwei Knaben trugen ihm Helm und Schild. Lachend sprang er vom Pferd und küßte meinen Vater, den er kannte vom Hofe Chlothars her. „Wir wollen fröhlich sein!“ rief er mit lauter, heller Stimme. „Ich hoffe, daß du uns nicht dürsten läßt, Eberigisel!“ — Er führte uns Audovera, der Königin, entgegen, und zeigte uns stolz seine jungen Söhne.

Nah unserem Hause schon kam eine Frau gegangen, hochgeschürzt, barfuß schritt sie über den Weg. Um Hals und Brust gliß ihr rotgülden das Haar, und melodisch wiegte sich ihr Leib im Sonnenlicht. Es war Fredegund.

Mein Herz zog sich ein — wußte die Tochter des Sumpfsassen nicht, daß ungestraft sie jeder niederschlagen durfte, wenn sie den Weg des Königs kreuzte?

Fredegund blieb stehen und sah auf Chilperich

mit halb offenem Mund. Wieder ſchien mir, daß ſie einer weißen Katze ähnlich war.

Schon ſchritt ſie durch die Wieſen. Der König ſchaute lang hinter ihr.

Alle Männer, die mit Chilperich gekommen waren, tranken in dem Saal unſeres Hauſes, Chilperich und Audovera hatten den Hochſitz inne. Niemals habe ich ſo viele Große beiſammen geſehen, unſer Haus war geehrt durch den König. Chilperich teilte Gaben aus: er ſchenkte mir einen Ring von Gold, daß ich ihn am Finger trüge.

Speiſe und Trank hatten uns ſchon lang erfreut, lautes Lachen füllte den Saal. Plötzlich trat Fredegund, die an dieſem Tag unter den Küchenmägden diente, in die Tür. Niemand hatte ſie hergerufen, ſie ſtand unbewegt und ſah auf den König. Ich ſetzte den Becher hin, den ich ſchon an die Lippen geführt hatte, und verſchüttete vom Wein, ſo ſehr bebte meine Hand, als ich Fredegund ſah. Sie iſt ſchöner als alle Frauen! dachte ich, ſchöner ſelbſt als Audovera! Ein König wartet auf mich! — ſo hatte ſie geſprochen.

Chilperich ſtarrte die junge Magd an.

Mein Vater runzelte böſe die Stirn gegen die Tochter des Sumpfſaſſen. Er winkte unſerem Knecht Grindio, daß er ſie aus dem Saal triebe.

Als Grindio die Geißel hob, fuhr König Chilperich aus ſeiner Erſtarrung. „Laß! Rühr ſie nicht an!“

„Ich habe befohlen, daß ein Mädchen hinausgejagt werde, das zu gering iſt für dein Angeſicht!“ So ſprach mein Vater.

Aber der König ſtand vom Polſter auf und

hob befehlend die Hand. „Daß keiner an dieſes Mädchen rühre!“ — Sein Geſicht war anders geworden, das Lachen war dahin.

Er trat aus der Reihe, ging zur Tür. Grindio wich von Fredegund, alle Männer ſchwiegen, die vorher geredet und gelacht hatten. Man konnte den heftigen Atem des Königs hören.

Chilperich faßte Fredegunds Arm, der bloß und ganz weiß war. „Wer biſt du?“ fragte er ſie.

Fredegund zitterte nicht vor dem Wort des Königs. Sie ſah ihm in die Augen und antwortete kühn: „Ich bin nichts. Aber ich werde ſein.“

„Was wirſt du ſein?“

„Das weiß niemand — nur der König!“ — So ſprach Fredegund. Und ich ſah, wie ein Blick aus ihren Augen zum König kam, der mein Herz erbeben machte.

Chilperich aber legte den Arm feſt um ihren Nacken und ſprach leiſe, aber ich konnte es doch hören: „Ja, ich weiß, was du ſein wirſt! Mein!“

Fredegund färbte ſich langſam rot, mit der Röte der wilden Juniroſen. Sie antwortete nicht.

Der König aber ſprach zu den Gäſten: „Ich habe genug getrunken! Vergnügt Euch noch eine Zeit!“ — und er führte Fredegund in die Kammer, die ihm und der Königin gegeben war.

Die Männer ſchwiegen, mein Vater hob ſeinen Krug auf und trank, die Königin, der ſo arger Schimpf geſchah vor allen Menſchen, ſchlug ihren Mantel vors Geſicht. Sie ſaß ohne Regung.

Ich dachte mit einem böſen Haß, wie ſich Fredegund dem Willen des Königs ergeben hatte. So brennend flammte es in mir, daß ich rot vor Augen

ſah. Und ich beſchloß, mich und unſer Haus zu rächen, denn keine ärgere Schmach hätte uns widerfahren können, als daß dieſe niedrige Frau nun im Bette der Mutter lag. „Ich werde ſie ſtrafen!“ flüſterte ich dem Vater zu.

Er hatte ein dunkles Geſicht, man konnte im Bart nicht mehr die Lippen ſehen. „Fürchte den König!“ warnte er. „Sein Zorn iſt ohne Maß!“

„Ich wage es! Ich räche die Königin mit uns und ich fliehe ſodann zu Sigibert, der mich beſchützen wird gegen ſeinen Bruder!“

„Rede mit Audovera!“

Da trat ich zur Königin, beugte mein Knie und bat, daß ich ſie aus dem Saal geleiten dürfte. Einen ganz kurzen Blick gab ſie mir unterm Mantel, dann folgte ſie.

„Du biſt der Sohn Eberigiſels, unſeres Gaſtfreundes?“ fragte ſie mich, als wir im Vorraum ſtanden.

„Ja, Herrin! Und ich dürfte, das freche Weib zu ſtrafen, die dir Schmach angetan hat vor den Männern!“

Wie ich das geſagt hatte, ließ die Königin den Mantel ſinken und ich traf Augen, in denen ſchrecklich der Zorn flammte. — „Töte ſie! Dieſen Ring hat dir Chilperich gegeben, nimm von mir ein Geſchmeide! Und bring mir dafür dieſes Mädchens rotes Haar ſamt dem Kopf, der daran hängt!“

Audovera gab mir das herrliche Halsgewind, auf das alle Frauen bewundernd ſahen, das der Kaiſer von Byzanz ihr geſchickt hatte. — „Gelingt die Tat, ſo wirſt du mir der nächſte aller ſein, und ich werde dich vor dem König ſchützen! Nimm auch

Vedaſt mit, meinen treuen Diener, der mir von Vaters Hauſe gefolgt iſt! Aber ſchont den König!“

Sie rief den Vedaſt, einen großen, ſtarken Mann, und wir gingen beide, die Nacht lang vor der Tür des Frauengemaches zu liegen und Fredegund zu töten.

Es wurde ſtill im Haus, und ich konnte durch die verſchloſſene Tür die wilden Küſſe des Königs hören und die leiſe koſende Stimme der Frau, die mir das Blut verbrannte bei Tag und bei Nacht und die nun einem andern ihre Jugend gab.

Ich umklammerte das Meſſer und ich ſchwor mir zu, daß Fredegund dieſe Schandtat büßen ſollte in ihrem Blut. Vedaſt ſprach kein Wort. Er ſaß mit gezückter Klinge wie ein Bild aus Stein.

Am frühen Morgen regte ſichs in der Kammer. Wir verbargen uns, und der König ging hervor. Mir ſchlug das Herz ſo ſtark, daß ich mit Mühe nur mein Meſſer hielt.

„Das Glück hilft uns!“ flüſterte Vedaſt, als der König gegangen war. „Komm! Die Bettbuhle iſt allein in der Kammer!“

Er öffnete. Im ſchwachen Licht der Ampel glitzerte ſein Dolch.

Da ſprang ich über die Schwelle, faßte ihn und ſtieß ihm hart mein Meſſer in den Rücken, daß er röchelnd niederfiel. Der eigene Dolch ſchnitt ihn in den Arm.

Was hatte ich getan? Ich wußte es nicht! — Da lag Fredegund auf weißem Linnen. Ruhte ihr Kopf nicht im Blut des rot ſtrömenden Haares? Die Wildkatze fauchte mir entgegen. Ich aber kniete und küßte den Fuß Fredegunds.

Sie regte sich nicht. Doch ich hörte über mich ihre Stimme fließen wie Wärme aus himmlischer Höh. — „Du hast mich beschützt, Eberulf! Folg mir! Ich gehe mit dem König!“

Ich fühlte ihre Hand in meinem Haar. Und dieser Frauenhand war solche Gewalt gegeben, daß sie mich zu Boden drängte. Als ich wieder aufsah, war ihr Leib unter Fellen versunken. Die Wildkatze leckte das Blut vom Boden auf.

Fredegund sagte: „Das hat die Königin getan! Aber ich werde stärker sein als sie!“ — Da mußte ich auf meinen Knien bekennen, daß ich mich der Königin angeboten hatte, sie zu töten. Mit bebenden Händen hielt ich mich am Lager fest. — „Nun straf mich, Fredegund!“

Sie aber preßte mein Haupt, daß der Duft ihres Leibes stark in meine Seele drang, so stark, daß er nimmer schwinden konnte, und sprach: „Komm mit mir! Du sollst mir folgen, wo immer ich bin! Ich werde Audovera töten und ihre ganze Brut!“

In dieser Stunde wurde ich der Knecht Fredegunds, wie nie ein Mann einer Frau Knecht gewesen war. Mit einer Bewegung sandte sie mich vor die Tür.

4.

Ich verbarg mich vor der Königin und vor meinem Vater. Doch als Fredegund auf den hohen, silbergezäunten Schimmel stieg, den ihr der König geschenkt hatte, durfte ich ihr den Steigriemen halten. Ich stand am Tor, wie Chilperich aus dem Hofe ritt, zu seiner Rechten Fredegund, die ihre

graue Wildkatze im Sattel hielt, zu seiner Linken Audovera. Hinter Fredegund aber ging Dracolen, ihr schwarzer tückischer Bruder, und stieß mich mit einem höhnischen Grinsen zur Seite. Ich mußte dessen gedenken, was die Knechte im Stall geredet hatten, und fühlte einen brennenden Schmerz.

Als die Gäste gegangen waren, hörte ich, wie der Knecht Godin von Fredegund sagte, daß sie eine feile Dirne sei. Da erschlug ich ihn mit der Faust.

„Warum hast du das getan?“ fragte mein Vater, und die Zornader schwoll ihm. „Einen guten Knecht erschlagen um solch ein arges Weib?“

Auge in Auge standen wir und hoben die Hände auf. Ragnachild schrie: „Denket der Mutter!“

Unsere Fäuste sanken, und wir gingen ohne ein Wort, der Vater zum Hofe, ich zum Wald. Aber in dieser Stunde wußte ich, daß ich keinen Menschen ertragen konnte, der Böses von Fredegund sprach, auch den Vater nicht. Verhöhnt und fortgewiesen hatte sie mich und ohne Scham sich einem andern übergeben! Doch ihr Abschiedslächeln hatte mir ein zehrendes Gift ins Blut gegossen, ohne Unterlaß kreiste es durch meine Adern, sickerte ins Herz ein, fraß mir die Seele. Folg mir als mein Diener, als mein Freund! hatte sie gesagt. Und ich wußte, daß für mich kein Wort mehr galt, auch nicht des himmlischen Gottes — nur das Wort Fredegunds, der Königsbuhle.

Dies ist der erste Schritt, den ich auf dem Weg der Sünde und des ewigen Verderbens gegangen bin im Dienste der Fredegund.

Ragnachild war heimgekehrt, wir redeten wenig, ich wich dem Vater aus. Mir schien alles leer ge-

worden, und ich erkannte, daß ich an jedem Tag von früh bis spät durch die Höfe und über die Felder gegangen war, mit einem suchenden Blick, ob es nicht an einer Ecke rot aufleuchtete. Denn nicht selten kam Fredegund aus ihren Sümpfen um Milch, die sie mit ihrer Katze teilte. Oft mußte sie sich der Knechte erwehren; aber keinem war es je gelungen, sie zu bewältigen. Die Wildkatze hatte einmal den frechen Godin tief in den Hals gebissen, da er Fredegund fassen wollte.

Mich freute die Arbeit auf den Feldern nicht mehr. Ich schlief bei Tag, nachts ging ich zum Weiher, wo ich Fredegund in ihrer Herrlichkeit gesehen hatte.

Es war noch nicht viel Zeit hingegangen, da schrak ich aus dem Schlaf — Audovera, die Königin, würde andere senden, daß sie Fredegund töteten! nicht ruhen, solange Fredegund am Leben war!

Jetzt bedachte ich mich nicht länger. Ich stand auf, ging in die Kammer, wo mein Vater schlief und weckte ihn. „Gib mir ein Pferd und Kleider und Vorräte! Ich will zu König Chilperich gehen!“

Doch er erwiderte mit böser Stimme: „Hier ist dein Platz! Auf den Äckern, in den Ställen! Der Dirne nachzuziehen begehrst du! Aber hüte dich vor dem König! Er wird deiner nicht schonen, wenn seine Lust zu ihr rege ist!“

„Ich fürchte ihn nicht!“

„Dann geh als ein Bettler und erbelos!“

Er wandte sich, hörte nicht mehr.

Da ging ich zu dem Gelaß, wo sein Gut verborgen war, schlug die Tür ein und nahm zwei gewirkte Kleider, die besten, die ich fand, nahm einen schimmernden Mantel, um den mein Vater

einem römiſchen Händler viel Mehl gegeben hatte, nahm einen Sattel und füllte die tiefen Taſchen mit Gold, das in den Kiſten lag. Ich trug alles hinab, gürtete den ſtärkſten Hengſt meines Vaters, faßte das Schwert mit güldenem Heft, das ſeine Freude war, und ritt aus.

Ich wußte, daß der Vater mich mit ſeinen Händen töten würde, wenn ich wiederkäme. Aber ich dachte nur Fredegunds.

Vier Tage ritt ich und mied die Höfe. Von Einzelgängern erkundete ich den Weg nach Seſſonib, wo der König Lager hielt.

Doch ich kam in dichten Wald und fand keinen Weg für mich und für mein Pferd. Ich irrte lang umher, endlich ſah ich Reiter, die eine verſchleierte Frau umgaben. Zuerſt verbarg ich mich, aber ich erſpähte das Banner Sigiberts, und weil ſich die Brüder in Freundſchaft verſöhnt hatten, trat ich hervor, nannte mich einen Gefolgsmann Chilperichs und wollte die Straße zu ihm gewieſen ſein.

Ich erfuhr, daß nicht Weg noch Steig dieſe Wildnis querten, und bat, daß ſie mich mit ſich nähmen, bis ich wieder Menſchen fände.

„Wir reiten ins Kloſter der heiligen Radegunde, denn uns iſt befohlen, die Frau, die du hier ſiehſt, einem gottgefälligen Leben zuzuführen.“

„Wer iſt es?“ fragte ich.

„Chrodielde. Ihr Gemahl Gunthar, des großen Chlothar Sohn, iſt im Hochzeitsbett ermordet worden, niemand weiß durch wen. Nun ſenden die Könige Chrodielde ins Kloſter, daß ſie zur Nonne geſchoren werde. Allein“ — hier ſprach der

Mann mit flüsternder Stimme — „sollte sie doch ein Kindlein empfangen haben von Gunthar, so ist ihr Leben wohl zu Ende! Keinen Erben dulden ja die Söhne Chlothars neben sich!“

Ich vernahm einen schmerzhaften Laut, der unterm Schleier hervordrang, und merkte, daß Chrodielde jung und schön war. Wir ritten schweigend, und bald sahen wir das gemauerte Haus, wo Radegunde mit ihren Frauen lebte. Ein Glöcklein rief zum Abendgebet, wir saßen ab und warteten. Dann pochte einer, ein Pfaffe öffnete und fragte nach unserem Begehren.

„Diese Frau will ihre Sünden büßen in Eurer Gemeinschaft der Heiligen!“

Doch wie das gesagt war, schrie Chrodielde auf: „Nichts habe ich zu büßen! Die Könige fürchten mich und wollen mir hier ein Grab bereiten, nachdem sie den Bruder ermordet haben! Ich bleibe nicht unter den geschorenen Frauen!“

„Gott wird deinem Herzen ein Licht anzünden!“ sprach der Pfaffe und holte die Äbtin her.

Radegunde kam in grauem Gewand. Ihr Gesicht war ernst und bleich, und in ihren Augen glomm so viel Traurigkeit, wie ich niemals in eines Menschen Auge gesehen hatte. Ein Band war um ihre Stirn gelegt und fesselte das weiße Haar. Radegunde stand hoch vor uns, wie eine Königin, wir beugten uns alle, nur Chrodielde reckte sich trotzig, den Zaum ihres Pferdes haltend.

„Komm zu mir, Tochter!“ sprach Radegunde. Ihre Stimme klang wie Erz, und ich erkannte, daß diese Frau nicht alt war. „Lebe mit uns fern

der argen Welt! Hier wird dir Geneſung werden! Ich frage nicht nach deinen Sünden!“

Aber Chrodielde erwiderte ihr ohne Demut: „Getrieben komme ich und als eine Sklavin! Ich liebe die Welt und ihr Glück und ſuche nicht Geneſung! Nimmermehr will ich mein Haupt dem Schermeſſer beugen!“

Schmerz trat in das Angeſicht der Äbtin, viele kleine Fältchen zeigten ſich um Augen und Mund. Sie blickte zu Boden. „Wer die Welt erkannt hat, findet den Weg des Entſagens!“

„Ich will den Weg des Entſagens nicht gehen! Niemals will ich ihn gehen!“ — In den Augen der jungen Frau funkelte es trotzig.

Aber der Anführer der Franken, der Leuthar hieß, ſprach zu Radegunde: „Uns kümmert nicht, was dieſe Frau begehrt! Befohlen iſt uns, ſie in deine Hand zu geben, daß ſie eine Nonne ſei und nimmermehr vor das Angeſicht unſerer Könige trete.“

Chrodielde mußte ins Dunkel eingehen.

Ich ſah, wie Radegunde Tränen vergoß. „O Gier!“ klagte ſie, „verderbliche Gier! Wirſt du immerdar die Herzen ſchänden? Gier, die ſich ſelbſt frißt! Die ſich nicht erkennt!“

Sie zog den grauen Schleier vors Geſicht und trat ins Haus ein.

Wir wurden ſchlecht geſpeiſt im Kloſter dieſer heiligen Frau. Brot, das aus dem Mehl von Eicheln bereitet war, ſollte unſere Mahlzeit ſein, und dazu die Milch von Ziegen. Aber die Männer, die Chrodielde hergeführt hatten, goſſen lachend die Milch durchs Fenſter und füllten die hölzernen Gefäße

mit Wein. Sie hießen mich ſitzen und luden mich zu ihrem Mahl. Sie hatten Fleiſch und Schweineſpeck und gutes Brot.

Avitus, der Beichtpfaff, kam, der uns zuvor bewillkommt hatte, ſetzte ſich zu uns und fragte nach den Dingen der Welt. Die Männer erzählten, daß Sigibert Brunichild, die Tochter des Gotenkönigs, zum Weib gewonnen hatte mit Schätzen, zu ſchwer für hundert Maultiere. So war Sigibert mächtiger geworden als die Brüder.

„Verſöhnt und vertragen ſind ſie für alle Zeit!“ ſagte ich.

Aber Leuthar verſetzte darauf: „Nimmermehr wird Friede herrſchen zwiſchen den Söhnen Chlothars, ehe ein Einziger wieder Herr iſt über alles fränkiſche Land! Was ſind Verträge, was ſind Schwüre — Blut allein iſt Siegel der Wirklichkeit!“

Als der Pfaffe dies vernahm, ſeufzte er und ſchob den Wein fort, den ſie ihm hingeſtellt hatten. Er ſprach: „Wie lange wird noch das Blut alle Siegel ſchmieden unter den Menſchen? Will nicht das Reich kommen, das verheißen iſt?“

Leuthar ſchüttelte den Kopf. „Herrſchgier, Goldgier, Weibergier — das ſind die Gewalten der Erde!“

Ich vernahm mit offenem Herzen das Reden dieſer kundigen Männer. Einer der fränkiſchen Krieger ſprach: „Brunichild iſt eine ſo große Fürſtin, daß ſie nimmer ruht, ehe Sigibert über die anderen Könige der Franken gebietet!“ — Dann kehrte er ſich zu mir: „Es wird geſprochen, daß Chilperich eine Magd als Kebſe in ſein Bett genommen? Iſt das Wahrheit?“

Der Atem ſtockte mir, denn ich merkte, daß er Fredegund im Sinn hatte. Ich ſchwieg zuerſt, dann erwiderte ich ihm: „Kann es nicht ſein, daß eine Magd größer iſt als die Töchter der Fürſten?“

Leuthar blickte mir ſcharf ins Geſicht. — „Kennſt du dieſe Frau?“

„Ich kenne ſie. Bald wird ſie unter den Königinnen ſitzen!“

„Dann fließt aufs neue Blut! Denn Brunichild duldet nimmer, daß eine Magd gleich ihr gelte!“

Avitus ſagte: „In dieſem Land hat es eine Königin gegeben, die floh vor der verderblichen Gier — Radegunde!“

„Sie iſt eine Heilige!“ nickten die Männer.

„Wer iſt ſie?“ fragte ich. „Iſt Radegunde eine Königin?“

„Du weißt nicht von ihr?“

„Ich bitte dich, ſag mir, wer ſie iſt!“

Der Beichtvater, der ſchon aufgeſtanden war, ſetzte ſich wieder. „Niemals kann Radegundes Lob zu Ende geſagt werden! Sie iſt die Tochter Berthachars, des Königs der Thüringer, der, beſiegt von den Franken, ſtarb. Ich habe Radegunde noch nicht gekannt zu jener Zeit, doch man erzählt, daß keine Frau ihr an Schönheit nahe kam.“

Er weiß nicht von Fredegund! dachte ich. Aber ich ſchwieg.

„Ich bin im Thüringer Kampf geweſen!“ rief erglühend Leuthar, dem ſchon grau der Bart niederfiel. „An jenem Tage habe ich zum erſtenmal Männer ſterben geſehen, und habe den Ruhm gekoſtet, den das Frankenheer ſich gewann! Das Bett des Fluſſes war mit den Leichen der Thüringer

so hoch gefüllt, daß wir über sie gehen konnten wie über eine Brücke. Blut, das im Flusse anstatt Wassers rann, färbte unsere Schuhe rot."

„Wie geschah es mit Radegunde?" fragte ich.

„Erzähl du!" sagte Avitus zu Leuthar. „Du hast es gesehen!"

„Chlothar und Theuderich, die Brüder, die sich um die reiche Beute der Thüringer vertragen hatten, zückten das Schwert, als das Mädchen Radegunde vor ihren Augen stand, denn jeder wollte sie zu seiner Königin. Radegunde aber trat zu den Männern: „Vergießt kein Blut mehr!"

„Ich lasse dich nicht!" rief Chlothar.

Theuderich hob sein Schwert.

„Werft das Los über mich!" bat Radegunde. Um der ewigen Liebe willen werde ich in Treue dem angehören, der mich gewinnt! Aber schwört Frieden zuvor!"

Die Könige, die noch keine Macht über sich erkannt hatten als das Schwert, warfen Lose, und Theuderich ging schweigend, als Chlothar das Mädchen gewann.

„So ist sie die Mutter Chilperichs?" fragte ich.

„Nein! Sie folgte Chlothar, doch sie hat ihm kein Kind geboren. Von allen Verwandten war ihr junger Bruder Hermenefrit einzig noch am Leben. Er wurde im Hause Chlothars als Geisel gehalten, und Radegunde liebte ihn als den Letzten ihres Geschlechts. Er war vierzehn Jahre alt, da sagte er einem fränkischen Knaben beim Ballspiel: Ich komme zuerst! Ich bin der König der Thüringer! — Dieses Wort wurde Chlothar zugetragen, und

er ließ Hermenefrit sogleich töten. Radegund hatte ihn nicht mehr gesehen."

„Hört weiter!" unterbrach Avitus. „Ich weiß, was dann geschah, denn ich habe die Königin in ihrem Schmerz gesehen, war ich doch eben zum Priester geweiht worden durch den heiligen Bischof Medardus in Noien. So schwer fiel der Gram über Radegunde, daß sie die Stadt Chlothars verließ und Medardus aufsuchte, begleitet von einigen Grafen des Königs, denn Chlothar hoffte, daß sie dort Zuspruch finden würde und ihm gefaßt wiederkehre. Radegunde fand den Heiligen, der am Altar das Opfer darbrachte — ich hielt den Kelch! — sie sank vor Medardus ins Knie und flehte: Weihe mich dem Gottesreich! Denn ich ertrage diese Welt nicht mehr! — Der Bischof kehrte sich erschrocken, er wußte nicht, was er erwidern sollte, aber die Franken, die mit der Königin gekommen waren, umringten Radegunde und drohten dem Bischof: Wag es nicht, unserer Königin solchen Schimpf anzutun! — Sie wollten Radegunde heimführen, aber sie faßte die Decke des Altars und keiner rührte an sie.

Am Abend zog die Königin über ihr Gewand das graue Kleid einer Nonne, ging heimlich zum Bischof und sagte ihm: Wenn du zögerst, mich dem Herrn darzubringen, wenn du Menschen mehr scheust als Gott, dann mußt du einst vor ihm Rechenschaft geben über meine Seele! — Kraft kam über Medardus, er löste vor dem Altar die Ehe König Chlothars mit Radegunde und weihte sie Gott mit dem Auflegen seiner Hand. Die Königsdiener wagten nicht, die Frau mit sich zu

nehmen, die Gott dargebracht worden war, sie ritten heim.

Radegunde aber breitete alle ihre Kleinode auf den Tisch des Altars, daß sie den Armen gegeben würden, und floh in die Stadt der Türme, an das Grab des heiligen Martin, unter dessen Schutz zu erwarten, was der König beschlösse. Ich ritt mit ihr.

Groß war der Zorn Chlothars. Er befahl ihr, heimzukehren, aber die kühne Frau ließ die Stätte nicht. Sie hatte ein Lager aus Stein vor dem Grab des Heiligen, betete Tag und Nacht und peinigte ihren Leib mit Kasteiungen, daß sie häßlich werde vor dem Angesicht der Menschen.

Sie sandte mich als Boten zum König, denn sie hatte meine Treue geprüft. — „Entlaß mich aus dieser Welt, die mir so viel Bitternis gegeben!“ sprach sie durch meinen Mund. „Ich will ein Kloster gründen und dort in Abgeschiedenheit mit meinen Töchtern wohnen!“

Dreimal ritt ich zu Chlothar — bis er ihrem Flehen willfahrte, denn eine andere Frau hatte ihm Liebe erregt. Da ging Radegunde mit Werkleuten in die Finsternis des Waldes von Pektavon und errichtete dieses Haus. Als die Mauern standen, rief sie Leute herbei, die Stift und Farbe zu handhaben wußten. Sie las die Geschichten der Heiligen Schrift und befahl, welches Bild jede Wand zieren sollte. Zu einer Zeit kam ein Landfahrer des Weges, und als er Radegunde in ihrem armen, grauen Mantel sitzen sah, legte er ein Stück Brot auf ihre Knie, das er für die eigene Nahrung weit hergetragen hatte; denn er glaubte, sie sei eine Bettlerin. Und die Gemahlin Chlothars verschmähte

die Gabe des Armen nicht, sie dankte und aß. Durch ein Wunder des Herrn ist dieses Brot niemals geringer geworden, wielang auch Radegunde davon zehrte.

Nun sind viele Jahre hingegangen. Wir sitzen hier, und Radegunde zieht Töchter fürs Himmelreich."

„Beugen die Töchter der Franken ihre Locken unters Schermesser?"

Avitus seufzte. „Sie sind der Gier verfallen!" — Er trank nicht, als man ihm wiederum den Becher bot, und ging mit einem Gruße.

Wir saßen noch eine Zeit bei der schwach brennenden Holzfackel, und wir redeten mancherlei. Da ging die Tür auf, Radegunde kam. Sie hatte den Schleier zurückgelegt, das Haar fiel ihr ungeordnet über Hals und Schultern. Sie stand vor uns wie eine Seherin.

Wir grüßten sie in Ehrfurcht, und Leuthar bot ihr die Bank. Doch sie achtete es nicht und sprach mit ihrer starken, dunklen Stimme: „Fränkische Krieger seid Ihr, Diener der Könige, kommt hierher und dorthin, wie Euch die Herren senden. Ist nicht unter Euch einer, der mein Land geschaut hat, mein Land Thüringen, aus dem ich gerissen wurde vor so vielen Jahren?"

Sie blickte von einem zum andern mit klaren Augen, doch keiner wußte ihr zu erwidern.

„So ist niemand hier, der mir Kunde der Heimat weiß?"

Wieder war es still, und man hörte das Knistern des Kienspanes. Radegunde kauerte sich auf den Erdboden und begann zu klagen; sie blickte auf

keinen von uns, sie sprach ins Leere. „Was habe ich sehen müssen in den Tagen der Jugend! Schrecklich steht es vor mir und wird nimmer schwinden, wie auch die Jahre darüber hingegangen sind! Geschlachtet die Männer meines Stammes, sie liegen in ihrem Blut, grausam schreiten Feinde über sie! Ein Mädchen wird am Stricke gezerrt, die Hände gebunden, des Haares beraubt. Sie tritt ins Blut ihres Vaters! Andere kommen — für sie alle habe ich geweint! Euer Schmerz ist in mir, gemordete Männer meines Volkes, beleidigte Frauen! Eltern — wo seid Ihr? Erwürgter Bruder! Wald du, den ich als Kind durchlief! Auch hier rauschen Bäume — doch es sind nicht die Bäume der Heimat! Fremde überall! Ein Kloster habe ich gebaut, meine Tränen halten als Mörtel den Stein! Ich bilde Töchter fürs Himmelreich — aber es sind nicht die Töchter meines Blutes, Fremde, die kommen, die vielleicht wieder gehen! Wo seid Ihr, die ich liebe! Die ich nicht vergesse! Gemordet alle? Stehst du noch, Haus mit dem Storchenpaar, das auf deinem First nistet? Mutter, wo bist du? Wo find ich dein Grab?“

Die heilige Radegunde weinte vor uns fremden Männern. Dann legte sie sich den Schleier vors Gesicht, sprach „Oremus!“, stand auf und ging in ihre Zelle.

Mir ward ein Lager aus Laub gewiesen, und ich schlief bis zum Morgen. Ich erwachte vor dem Schreien einer Frau. Voller Neugierde trat ich hinaus und konnte in ein Fenster sehen. Chrodielde wurde von zwei Frauen gehalten, und der Beichtpfaff Avitus stand vor ihr mit einem Schermesser,

das er in ihr ſchwellendes Haar einſenkte. Schrecklich iſt die Gewalt der Könige! dachte ich, der ſolch liebliches Opfer fällt!

Aber Chrodielde war ſtärker als der Wille der Könige. Mit herrlicher Kraft warf ſie ihren Kopf daher und dorthin, dem Schermeſſer zu entrinnen. Sie ſtieß die eine der Nonnen von ſich, und ſie entwand dem Pfaffen die Schere, zückte das Eiſen gegen ihn und die Frau, die ihr am Arm hing, daß ſie flohen. Aber ſchon war klirrend ein Haken vor die Türe gelegt, vergebens rüttelte die Frau am Eichenholz.

Ein Ruf drang mir ins Herz voller Qual, wie der Ruf eines Tieres, das um ſein Leben bangt. Chrodielde ſah mich. „Biſt du ein Mann oder ein Pfaffe?“ rief ſie mit glühendem Antlitz. Ich aber mußte, wie ſie vor mir ſtand, im wirren, gekrauſten Haar, dem ſchon ein paar Locken geraubt worden waren, ich mußte an Fredegund denken. Vielleicht wird ihr Audovera das Haar nehmen, ihr im Dunkel des Waldes ein Grab bereiten?

„Hilf mir, wenn du ein Mann biſt!“ ſchrie Chrodielde. „Hilf mir vor dieſen Mördern, die ſich Heilige nennen!“

Da drückte ich das Brett des Fenſters ein und half ihr. — In großen Sprüngen lief ſie der Freiheit zu.

Leute kamen, ſie zu ſuchen. Aber man fand ſie nicht mehr, die Tiefen des Waldes hatten ſie geborgen.

Ich ritt den Weg, den man mir gewieſen hatte, Fredegund entgegen.

5.

Im Dorngeſtrüpp ſah ich zwei Wölfinnen kämpfen. Die eine fiel, da riß ihr die andere den Bauch auf und fraß die Brut aus den Eingeweiden. Als ſie ſich von der Zuckenden kehrte, ſah ich, daß ſie ſelbſt trächtig war und ſchwer am Boden ging.

Ich kam aus der Wildnis ins Ackerland. Doch die Felder waren nicht erfreulich anzuſchauen: ein glühender Sommer hatte die Fluren verſengt, gelb und kraftlos lag das Getreide, hingeſtreckt wie totes Stroh. In den Weingehegen hing das Laub dürr und ohne alle Frucht. Was werden die Menſchen eſſen in dieſem Jahr? fragte ich bekümmert. Hunger und großes Sterben droht.

Ein Bauer, bei dem ich Herberge fand, ſagte mir, daß drei Monde kein Regen gefallen war, und daß der Biſchof der Königsſtadt ſeit Tagen über die Felder ſchritt mit dem Gebein von Heiligen; aber fruchtlos war ſein Gebet und unwirkſam die Kraft der Heiligen. — „Wir werden alle verderben!“ ſprach er in Düſterkeit.

Er gab meinem Pferde Stroh vom vorigen Jahr, anſtatt Hafer, und ich mußte Kleie kauen. Ich dachte Fredegunds. Morgen werde ich bei ihr ſein! Wird ſie mich freundlich grüßen? Oder iſt ſie ſtolz und fremd geworden? Vielleicht kann ich ihr dienen?

Vorigen Tags war die Hitze ſo groß geweſen, daß ich um mein Pferd fürchtete. So brach ich mit dem dämmerndem Morgen auf und ritt Seſſonib, der Königsſtadt, entgegen.

Vor mir entzündeten ſich ſtreifige Wolken, auf den Kamm der Hügel ſtieg es leuchtend herauf —

Fredegund, in der glühenden Scheibe ihres Haares! Ich hielt mein Pferd an, und ich sah verwirrt die Frau, die auf der Höhe stand, um sich die erwachende Sonne. Fredegund breitete die Arme aus übers gelbe Land. Sie kam näher, barfuß und die Hände segnend auf den erstorbenen Fluren. Hinter Fredegund, in weitem Raum, nahten ohne Laut viele Menschen.

Ich wußte nicht, was geschah. Doch wie Fredegund an mir vorüberschritt, geschlossenen Auges, wie schlafend, da sah ich, daß wunderbar auf ihrem Weg die Ähren aufstanden, und ich fühlte, daß auch in mich neue Kraft drang, wie in die verdorrte Frucht der Erde. Ich sank ins Knie.

Fredegund hob die Arme zum Himmel im Weiterschreiten, die Morgenwölkchen ballten sich zu schwerem, grauem Gewölk. Sturm jagte heran mit jähem Heulen.

Ich vernahm das Geraune der Menschen, das um Rain und Feldmark brandete. Brausen, wie von Reiherflügeln war über uns, eine Stimme schrie grell: „Regen!“

Die Luft zitterte über mir im Niederstürzen der Gewässer, schwerer, satter, hungerstillender Regen ergoß sich aufs Land, Regen, den Fredegund gerufen hatte. Sie lag, hingestreckt, umarmend die Ackererde.

Breit wurde ein Weg in die jubelnde Menge gegraben — ein weißer Stier, bebend unterm gespannten Seil, zog den König. Der Stier bäumte sich, faßte den Strick in die Zähne, zerbiß ihn malmend. Vergebens schwang Chilperich die Geißel, der Stier hatte sich vom krachenden

Wagen gerissen, stürmte übers Feld, dorthin, wo Fredegund unter ihrem Haare lag.

Ich schrie auf. Aber Fredegund löste sich in Ruhe vom Erdboden und ging dem rasenden Stier entgegen. Er schnob brüllend — plötzlich stand er regungslos, zitternd am ganzen Leib. Fredegund ergriff sein Horn, kehrte ihn und leitete das Tier, aus dessen Brust ein Röcheln kam, Schritt um Schritt dem König zu.

Chilperich war abgesprungen und zückte das breite Schwert. Aber er warf es in die Ähren, als sie mit dem gezähmten Tiere kam, rief: „Fredegund, meine Königin!“ — nahm sich den Stirnreif vom hellen Gelock und legte ihn Fredegund um die Flammen ihres Hauptes.

Durchs Stürzen der Gewässer, durchs Heulen des Sturmes brandete Jubel. „Fredegund!“ — „Herrin der Fruchtbarkeit!“ — „Freundin der Erde!“ — „Wir werden leben, durch Fredegund!“ — „Sie schenkt uns Gedeihen!“ — „Unsere Königin!“

So jauchzte es übers Gefield.

Chilperich hatte Fredegund in seinen Armen aufgehoben, trug sie hoch durch den prasselnden Regen. Herrlich stand sie auf ihrem Wagensitz, umjubelt vom Volke. Ich wußte nicht, was ich tat: blaue Kornraden hatte ich in meine Hand genommen und bot sie kniend Fredegund.

Da traf mich ihr Blick. — „Bist du es, Eberulf? mein Freund? Bist du gekommen?“

„Ich bin gekommen, dir ein Knecht zu sein bis an den Tod!“

Fredegund nahm die Blumen aus meiner Hand und lächelte: „Folg mir! Komm in mein Haus!“

— König Chilperich hielt sie umschlungen, küßte sie vor allem Volke und rief weithin: „Wißt es, Ihr Franken! Heute wird Euer König gezeugt!“

Ich fesselte den Stier in die Sielen und nahm die Ledergeißel aus Chilperichs Hand. So schritt ich in den Hof des Königs.

Chilperich forderte sogleich vom Bischof Prätextatus, daß er Fredegund zu seinem Weib machte vor dem Altar des Herrn. Aber Prätextatus sagte mit großer Frechheit: „Weißt du nicht, daß die Gesetze der heiligen Kirche jedem Manne verbieten, mehr als ein Weib zu haben? Niemals werde ich Verbotenes tun!“

Der König fuhr ihn zornig an. „Nicht kümmert mich das! Sprich die lateinischen Worte über uns und segne im geweihten Wasser den Ring, den ich Fredegund gebe!“

„Hast du Audoveras vergessen und der Söhne, die sie dir geboren hat?“ erwiderte der Bischof. — „Sie weint in ihrer Verlassenheit!“

„Ich habe sie vergessen!“ sprach der König mit gerunzelter Stirn. „Es steht dir nicht zu, mir das ins Gedächtnis zu bringen, was ich vergessen habe! Heute wirst du mich mit Fredegund trauen!“

„Nimmermehr!“ sprach Prätextatus und ging aus der Halle des Königs.

Chilperich sandte mich hinter ihm, daß er nicht mehr in sein Haus käme nach solcher Widerspenstigkeit. Hätte aber Prätextatus nicht des Königs ältesten Sohn, der Merovech hieß, aus der Taufe gehoben, so wäre er wohl noch in anderer Weise gestraft worden. Prätextatus ging fort, und wir hörten lange nichts von ihm; später wurde gesagt,

daß er zu Sigibert geflohen war, der ihn in Ehren hielt. Chilperich aber wollte nicht, daß der Name des Prätextatus noch je vor ihm genannt würde. Er rief den Bischof Sidonius herbei, der ein alter Mann war und dem Willen des Königs schweigend gehorchte, und befahl ihm, die Ehe in der Kirche der heiligen Märtyrer Crispinus und Crispinianus zu weihen. Ich stand neben Fredegund, als Bischof Sidonius die lateinischen Worte sprach.

Jubel und Freude war die Nacht lang. In jeder Ecke des Saales stand ein Bottich mit Wein und floß ohne Aufhören. Der König trank aus einem goldenen Becher, der mit Edelsteinen reich geschmückt war, und bot ihn seiner Frau; doch Fredegund setzte den Becher nur an die Lippen, sie trank nicht. Jeder Gast hatte vor sich einen Krug aus Stein oder Metall, nicht Stierhörner. Während des Mahles stand ein Mensch auf, den ich schon früher gesehen hatte; er duftete nach Blumen, war schwarz und kleiner als die anderen und hatte keinen Bart. Dieser Mann war ein Römer und hieß Fortunatus. Er redete so viel und mit solcher Eilfertigkeit, wie ich niemals einen Menschen habe reden hören. Er erzählte den Gästen, daß ein nackter Knabe mit seiner Mutter Venus zum Hochzeitsfest des Königs nach Sessonib geflogen war, um das Zimmer der Braut mit Rosen zu schmücken. Sodann ergriff der Knabe einen goldenen Pfeil aus seinem Korb, schoß dem König ins Herz und sprach dazu: „Ich habe den großen König Chilperich besiegt!“

Ich erwartete, daß Chilperich diesen Menschen sogleich werde binden lassen. Jedoch er vernahm

ſeine Reden mit Wohlgefallen, und der Römer log noch mehr. Auch von der Mutter des Knaben wußte er allerlei zu erzählen. Sie ſtritt mit ihrem Sohn, wer beſſer wäre, Chilperich oder Fredegund, und ſie ſprach zur Königin: „Die herrlichſte Mitgift iſt Schönheit und reine Jungfräulichkeit!“ — Ich wunderte mich ſehr, daß vor allen Menſchen geſagt wurde, wie arm Fredegund zum König gekommen war. Aber ſie lobten den Fortunatus, und der König ließ ihm einen goldenen Ring bieten für ſeine Worte.

An jenem Tag hatten ſich die Diener Audoveras eingeſchloſſen. Große Schande war ihr zugefügt worden, daß Chilperich der Tochter des ſtolzen Herzogs Audoald nicht mehr achtete und eine Magd zum ehelichen Weib genommen hatte. Audovera hielt ſich mit ihren Söhnen verborgen, denn ſie fürchtete Fredegund, der ſie nach dem Leben geſtanden hatte durch mich. Ich ſchwor mir zu, Fredegund tauſendfach Treue zu wahren und alle üblen Gedanken, die ich jemals gegen ſie gehegt hatte, mit einer guten Tat zu ſühnen.

Spät ſah ich Dracolen, Fredegunds tückiſchen ſchwarzen Bruder, durch die Halle ſchleichen. Der Anblick dieſes Menſchen war mir verhaßt, und es ſchien mir nichts Gutes zu künden, daß er ſo nah von ihr lebte.

Am andern Morgen verſammelten ſich die Herzöge und die Grafen des Königs. Sie ſtanden im Kreiſe geſchart, Chilperich warf drei Ähren auf Fredegund, die Worte ſprechend: „Gemünztes Silber, ſo viel ein Laſtpferd tragen kann, dir als Morgengabe! — Geprägtes Gold, ſo viel ein

Laſtpferd tragen kann, dir als Morgengabe! — Eine Krone, beſetzt mit leuchtenden Steinen, dir als Morgengabe! — Ich ſchenke es dir, weil du dein Magdtum mir gegeben haſt! — Ich ſchenke es dir, daß mein Same in deinem Leib blühe wie das Korn, das der Sämann in die Erde legt! — Ich ſchenke es dir, daß du viel fruchtbar ſeieſt Jahr um Jahr!“ — Seine Väter und ſeine Urväter hatten ſo geſprochen, als ſie ihr Weib nahmen.

Die Männer ſchlugen an den Schild und riefen laut: „Es ſei! Es ſei! Es ſei!“

So war Fredegund Königin der Franken geworden.

6.

Zwei Boten kamen von König Sigibert und berichteten, ihr Herr hätte mit den Königen der Burgunden, den Brüdern Gunthari, Gerenot und Giſilher einen Krieg begonnen, um ihnen Land und Volk und den Hort der Zwerge zu nehmen. Er bat Chilperich, ihm beizuſtehen, ſie wollten die Beute brüderlich teilen.

Chilperich beredte ſich mit ſeinem Herzog Landerich und den Grafen. Alle wollten ſie ausziehen, denn ſie erhofften ſich reichen Gewinn von den Burgunden, die den Goldhort der Zwerge gewonnen hatten.

Während ſie ratſchlagten, trat Fredegund ein, ſetzte ſich zu ihnen und hörte zu, was geſprochen wurde. Als die Männer vom König gegangen waren, ſagte ſie: „Ungewiß iſt der Kampf gegen die Burgunden! Haben ſie einen großen Hort, ſo haben ſie viel Freunde! Aber wenn Sigibert

an den Rhein geht, kannſt du leicht ſein Land und ſeine Städte für dich gewinnen! Größer wäreſt du dann als die Brüder!“

Chilperich blickte mit Verwunderung auf ſie. — „Wie kommt es, daß du beſſere Weisheit haſt als die Männer alle?“

„Bin ich nicht ihre Königin?“ erwiderte Fredegund.

Chilperich wollte mich ſogleich um die Boten Sigiberts ſenden, ihnen abzuſagen. Aber Fredegund hielt mich am Arme feſt. — „Wart noch!“ — Dann kehrte ſie ſich zum König. — „Du ſollſt Sigibert nicht abſagen! Zuſagen ſollſt du ihm! Vertraut er deiner Hilfe, ſo geht er ſchnell an den Rhein! Dann iſt die Zeit gekommen und du gewinnſt ſein Land!“

„Du ſprichſt die Wahrheit!“ nickte der König. „Aber ich will mich mit Charibert verbünden! Zu ſchwach wäre ich allein!“

Ich rief die Boten Sigiberts herbei, und der König verſprach ihnen, daß er mit ſeinem Heer kommen wollte, dem Bruder beizuſtehen gegen die Feinde. „Möge er aufbrechen, ich folge alsbald!“

Dann ſagte er zu mir: „Wir wollen dich erproben, Eberulf, ob du ein brauchbarer Mann biſt!“

„Probe mich aus!“ rief ich voller Freude. „Du ſollſt in mir einen finden, der ſeinem Herrn zu dienen weiß!“

„So geh; verſtohlen nach Paris, wo mein Bruder Charibert ſitzt und ſag ihm: Sigibert verläßt das Land mit allen waffentragenden Männern, um die fernen Burgunden zu bekriegen. Willſt

du kommen und ſein Reich mit mir teilen? Dann rüſte dich und wir ziehen ſogleich nach Auſtraſien!“

Ich hatte jedes Wort des Königs gemerkt und wiederholte ihm alles. Zum Zeichen der Wahrheit gab er mir ſeinen Ring. Fredegund ſprach: „Geh, Eberulf! Gelingt es, dann ſollſt du der Nächſte unſerem Hauſe ſein!“

Voller Freuden ritt ich aus und erreichte in zwei Tagen, ſo ſehr eilte ich, die Stadt Paris, wo Charibert König war. Seine Burg türmte ſich mächtig aus Quaderſteinen, und man zeigte mir auch die Keller, die mit vielen ehernen Türen verſchloſſen waren, Chlodovech und Chlothar hatten dort ihre Schätze bewahrt. Gemeinſam nur durften alle vier Brüder dieſe Kammern betreten. Die Stadt war ſo groß, daß ich ihr Ende nicht ſah, viele ſteinerne Häuſer waren aneinandergereiht, allerorten gab es Menſchen, Franken, Römer, Britonen, Syrer und Juden.

Ich ſah Charibert und ſeine Gemahlin, die Fürſtin Ingoberga, wie auch die beiden ſchönen Knaben, die Theudowald und Chlodowald hießen. Heimlich, wie mir befohlen war, ſagte ich dem König meine Botſchaft, wies ihm den Ring Chilperichs, und er erwiderte: „Ich will tun, wie mein Bruder heiſcht! Mit allen Männern will ich ihm begegnen, wo die Mark unſerer Reiche iſt!“ — Der König ſchenkte mir eine goldene Münze und ein Pferd, denn meines hatte Schaden genommen bei dem ſchnellen Ritt. Ich eilte zu Chilperich, und er lobte meine Treue.

Fredegund aber erzählte ich von der Stadt Paris, angefüllt mit vielen Häuſern und mit lauten

Menſchen. Ich erzählte ihr von den Schatzkammern Chlothars, in denen Gold und prächtige Seidengewänder, ſo ſagte man mir, gehäuft lagen.

Ihre Augen entbrannten in einem grünlichen Feuer. Sie kraute ihre Wildkatze und ſie ſprach: „Wir wollen uns Paris gewinnen!“ — Mir aber reichte ſie ihre Hand, daß ich ſie küßte, und es war mir beſſerer Lohn als die Gaben der Könige.

Bald zog das Heer gen Oſten, Fredegund war bei den Männern. — „Mag Audovera in der Kammer ſitzen!“ höhnte ſie, „und über ihre Kinder die Flügel ausbreiten wie die Henne im Hühnerhof! Ich gehe mit dem König!“

Chilperich war ſehr froh, daß Fredegund auf der Heerfahrt bei ihm ſein wollte, denn er liebte ſie und mochte ſie niemals miſſen.

Als wir durchs Dickicht des Waldes kamen, hörten wir fromme Geſänge und fanden bald den britoniſchen Klausner Winnoch, der wie ein heiliger Mann lebte. Durchs Land der Franken wollte er einſt nach Jeruſalem pilgern, aber die Biſchöfe hatten ihn um ſeiner großen Frömmigkeit willen zurückgehalten und zum Prieſter geweiht. Er hatte ſich eine Hütte aus Baumrinde erbaut, ſo niedrig, daß er nicht darin ſtehen konnte, und aß das Brot, das ihm fromme Menſchen herbrachten. Dazu trank er das Waſſer der Bäche. Winnoch berührte das Gewand des Königs und ſprach einen Segen darüber, denn in ihm war, ſo ſagten die Leute, Wunderkraft. Noch lange hörten wir ſein Singen im Walde.

Andern Tags begegneten wir Charibert mit den Seinigen, und die Könige ſchloſſen neu den

Bund, den ſie durch mich hatten ordnen laſſen. Ehrlich wollten ſie das Land Sigiberts teilen. — „Er iſt verloren,“ ſprach Chilperich, „wenn er vor ſich die wilden Burgunden ſieht, hinter ſich unſere Heere! Er hat keinen Sohn, niemand wird uns ſein Land ſtreitig machen, wenn er ſtirbt!“ — Die Brüder ſahen einander ins Auge, und ich erkannte, daß in ihrem Herzen Sigibert getötet wurde, den doch ihre eigene Mutter geboren. Dies iſt das Werk Fredegunds, dachte ich, einen Bruder gegen den andern auszuſenden mit Treuloſigkeit! Doch als ich ſie ſah, hoch auf ihrem weißen Pferde ſitzend, da wußte ich, daß alles recht geſonnen war, was Fredegund ſann.

Wir ritten über die Wege, Chilperich und Charibert vor allem Heer, und zwiſchen ihnen Fredegund. Niemals ſeit den erſten Tagen der Welt, ſo meine ich, hat man ſchönere Menſchen geſehen als dieſe Frau zwiſchen den Königen. Ich durfte ihnen nahe ſein.

Es war an einem Abend, und die Männer ſchliefen. Da trat König Charibert zu dem Lager aus Heu, das ich mir bereitet hatte. „Eberulf,“ ſagte er, „ich weiß, daß du der vertraute Diener der Königin biſt! Ein Pferd habe ich dir ſchon gegeben und eine Münze von Gold, als du botenweis in meine Stadt kameſt. Sieh dieſe Kette!“ — Er wies mir ein rötlich ſchimmerndes Schmiedewerk.

„Herr König!“ ſprach ich, und war vom Boden aufgeſtanden. Ich wußte nicht, was Charibert von mir forderte.

„Willſt du mir zu Dienſten ſein?“

„Wenn ich es vermag, dann will ich es tun!“

„Du ſollſt heimlich mit Fredegund reden und du ſollſt ihr ſagen, daß ich ſie zu meinem Weib begehre! Ich ſorge, daß Chilperich nicht länger atmet, und ich will meine Königin Ingoberga mit geſchorenem Haupthaar ins Kloſter ſenden. Das melde Fredegund!“

Ich erſchrak ſehr, als ich dieſe Worte vernahm. Hoch ſtand Charibert vor mir im gelblichen Mondenſchein, und es war, als tröffe von ſeinen Händen Blut, als griffen ſie nach Fredegund, die kein Mann ſehen konnte, ohne ihrer zu begehren. Hinter ihm aber im Schatten ſtand Chlothar, ſein Vater, der die eigenen Brüder gemordet hatte, ſtand Chlodovech, der Ahn des blutigen Hauſes, und Merovech, der von einem Meerſtier erzeugt worden war mit der badenden Sunnichilde. Ich dachte des Wortes, das ich im Kloſter Radegundes vernommen hatte: Das ſind die Gewalten der Erde: Herrſchgier, Goldgier, Weibergier...

„Warum antworteſt du nicht?“ fragte der König.

Da ſchüttelte ich mir den Traum aus den Augen und ſah, daß nicht Blut an Chariberts Händen hing, ſondern ein rotgüldenes Geſchmeide im Mondenſchein. — „Fredegund?“ ſtammelte ich. „König Chilperichs Weib?“

Drohend blickte mich Charibert an. — „Sprichſt du mit ihr, wie ich es begehre? Oder trotzeſt du mir?“ — Er faßte an ſein kurzes Schwert.

„Ich will mit Fredegund ſprechen!“ — Bote war ich ja nur, der das Wort eines andern bringt!

„Tu es sogleich!“ befahl Charibert und warf die Kette zu Boden.

Aber ich wagte nicht, jetzt vor Fredegund zu treten. — „Ich will es morgen tun!“

„So komm in mein Zelt, und liege da bis es dämmert!“ — Ich folgte ihm, denn ich erkannte in seinen Augen, daß er mein Leben nicht schonen würde, wenn ich ihm zuwider wäre.

Ich lag bei den Wächtern des Königs wie ein Gefangener und konnte nicht schlafen. Am Morgen, als die Pferde geschirrt wurden, sandte mich Charibert zur Herrin.

Fredegund trank Milch aus einem steinernen Becher und aß dazu ein Stück Roggenbrot. Niemals habe ich sie Wein trinken gesehen, und wie auch die Männer tranken, ihre Lippen wurden nicht benetzt. Aber ich glaube, daß so gewaltig in ihr das Feuer des Lebens loderte, daß es sich nicht mehr höher fachen ließ.

Ich stand vor ihr, und ich berichtete mit Zagen, was mir Charibert befohlen hatte. Fredegund trank in langsamen Zügen die Milch, ich konnte sehen, wie jeder Schluck durch ihre Kehle rann, wie durch den rosigen Kelch eines Glases. Dann stellte sie den Becher der Wildkatze hin. Meine Liebe zu Fredegund brannte so stark, daß ich mich hätte hinwerfen mögen, ihr die Füße küssen, wenn auch das Schwert Chilperichs meinen Nacken träfe.

Fredegund hatte einen Blick, der farblos in Fernen ruhte. Ich sah die Wolken des Himmels durch ihre Augen gehen — Fredegunds ziehende Gedanken.

„Sag ihm, daß ich mich noch bedenken will!“ sprach sie nach einer Weile. — Ich war sehr verwirrt, denn ich wußte nicht, was Fredegund im Sinne trug. Vielleicht wollte sie Charibert verderben durch Chilperich?

Aber Gott hat ihn schnell getroffen, für das dunkle Begehren seines Herzens, schon am nächsten Tag lebte König Charibert nicht mehr. Er starb schrecklich, und bis zu dieser Stunde ist sein Leichnam nicht in geweihte Erde gelegt worden. Wenn ich aber bedenke, daß Chlodovech ein großer König gewesen ist und nach ihm Chlothar, sein Sohn, und Chilperich selbst, und daß von den Händen dieser Könige das Blut der Brüder geflossen ist und das Blut der Frauen, mit denen sie Kinder erzeugt haben, so weiß ich nicht mehr, wie die Gerechtigkeit des Herrn scheidet zwischen Guten und Bösen.

König Charibert ist auf solche Art umgekommen: Wir gelangten zum Flusse der Maas, der wild und reißend über die Felsen geht, und wir ritten viele Stunden lang am Ufer hin, ohne eine Furt zu finden. Gegen Abend war es, da meinte Fredegund: „Kuhhirten gleich, die ihrer Herde einen Übergang suchen, so gehen wir durchs Gebüsch! Ziemt es nicht Kriegern, in die Wellen zu springen ohne Scheu?“

Wir standen und sahen auf die Gewässer, die schäumend über Felstrümmer sprangen. Charibert rief: „Ich wage es, da du es begehrst, Fredegund!“ — und trieb sein Pferd mit Schlägen die Böschung hinab und in den Fluß. Aber das Tier vermochte dem Anprall nicht zu widerstehen, es wurde gefaßt und an die Klippen geschleudert.

Der Helm des Königs fiel ins Waſſer, ſein lockiges Haupt blutete, er verſank mit dem Pferd.

Wir ſtanden am Ufer und ſahen ihn ertrinken. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo glaube ich, daß es wohl möglich geweſen wäre, Charibert zu retten, denn unſer waren viele und wir hatten lange Speere und anderes Gerät. Doch König Chilperich befahl uns erſt dann, dem Bruder beizuſtehen, als er ſchon verſchwunden war. Wir ſuchten nach dem Leichnam, aber wir fanden ihn nicht mehr.

An der Stelle, wo Charibert ertrunken war, ſchlugen wir ein Lager auf. Die Seinigen trauerten ſehr um ihn, denn Charibert war ihnen ein guter Herr geweſen. Ich vernahm auch, daß manche von ihnen in Beſorgnis redeten, ſie wußten nicht, wie es mit dem Reich werden ſollte. Die beiden Söhne Chariberts waren jung und konnten noch nicht die Herrſchaft in ihre Hände nehmen.

König Chilperich hatte ein Zelt bauen laſſen und hieß mich und noch einen, dem er traute, beim Eingang ſtehen, denn er wollte alle anderen fernhalten, während er mit Fredegund und mit Landerich, der damals ſein Freund war, redete.

Ich konnte alles hören, was geſprochen wurde.

Fredegund ſagte: „Was gilt uns das auſtraſiſche Land? Paris gewinnen — das iſts! Charibert lebt nicht mehr, unſer Heer iſt verſammelt!“

„Charibert hat zwei Söhne!“ erwiderte Chilperich.

„Knaben!“ höhnte Fredegund. Mir zitterte das Herz vor dieſer Stimme, ich glaubte, einen Strahl Blutes aus ihr ſpringen zu ſehen.

„Ingoberga iſt eine ſtolze Frau!“ ſprach Herzog

Landerich. „Ich kenne sie. Nimmer beugt sie sich, vielleicht flüchtet sie die Knaben zu Sigibert oder zu Guntram, wenn wir nach Paris gehen.“

„Können wir sie nicht fangen, ehe Zeit ist zur Flucht?“ fragte die Königin. „Fangen und binden?“

„Wir sind zu schwach, das Reich Chariberts zu bewahren,“ sagte der König, „Sigibert und Guntram vereinigen sich, wenn ihnen die Botschaft kommt. Niemals lassen sie mir Paris!“

„Die Stadt der großen Könige!“ rief Fredegund. — Ich glaubte durch die verhangene Wand des Zeltes ihre Augen leuchten zu sehen. „Paris! Dort will ich wohnen! Dort will ich Königin sein! Charibert wollte mich verführen, daß ich sein Weib würde, daß wir dich töteten, er und ich! Ingoberga hätte er ins Kloster gesandt! Aber ich bin dir treu gewesen!“

Mit Verwunderung hörte ich es. Hatte sie Charibert doch nicht fortgewiesen! In diesem Augenblick verstand ich ihren Sinn — sie hatte gewartet, wer mächtiger würde von den Brüdern!

„Hat er das getan?“ schrie Chilperich in Wut.

Da rief Fredegund mit lauter Stimme: „Eberulf! Tritt ein!“

Ich stand vor ihr, und ich erzählte Chilperich alles, was sich mit Charibert begeben hatte. Ich wies die rotgüldene Kette, die er mir geschenkt.

„Und was habe ich erwidert?“ — Fredegund faßte mich mit ihren brennenden Augen.

„Daß du ihn verabscheuest!“

„Die Strafe des Himmels hat ihn ereilt!“ rief der König. Ich trat wieder vors Zelt.

„Die Söhne Chariberts sind jung," sprach Landerich, „aber sie werden Freunde finden!"

„Im Grab finden sie keine Freunde mehr!" sagte Fredegund leise.

Die Männer schwiegen. Dann fragte die Königin: „Ist es wahr, daß Charibert den Schatz Chlothars birgt?"

„Es ist wahr!" knirschte Chilperich. „Er gehört uns Brüdern zu gleichen Teilen, aber er liegt in Paris, und Charibert ist dort König gewesen!"

„Nach Paris!" rief Fredegund. „Nach Paris, ehe sie sich gewaffnet haben! Ehe Sigibert zurückkehrt von den Burgunden! Daß wir die Schätze Chlothars gewinnen!"

„Nach Paris!" befahl der König. „Noch in dieser Nacht!"

Die Männer Chariberts wurden heimgesandt, wir ritten die Straße nach Paris.

Im Morgennebel sahen wir die Türme über dem Grab des heiligen Dionysius. Niemand wehrte uns den Weg.

Der König war vorausgeeilt, Ingoberga und die Knaben zu finden. Ich begleitete Fredegund. Sie saß hoch im Sattel und musterte mit leuchtenden Augen die Pracht der Paläste. Aus allen Türen kamen Menschen, sie zu sehen. — „Fredegund ist gekommen!" rief ich laut. „Die Königin der Franken zieht ein!" — Viele hoben die Arme und riefen: „Fredegund!" — Andere zögerten mit scheuem Blick.

Ingoberga war mit ihren Knaben in die Kirche des heiligen Dionysius geflohen, denn wenig Gutes erwartete sie von Chilperich. Sie hielten die Decke

des Grabes fest, keiner der Königsmannen wagte, an sie oder an die Kinder zu rühren.

Als wir in die Kirche traten, sprach der König zu Ingoberga: „Wenn du dich in meinen Schutz begibst, wirst du bei mir geborgen sein mit deinen Kindern!“

„Der Heilige schützt uns!“ sprach sie.

„Was brauchst du den Heiligen, wenn dich der König schützt?“

„Hebst du die beiden Söhne Chariberts auf den Schild?“ fragte Ingoberga und sah ihm in die Augen.

„Ich will es tun!“

„Fasse den Sarg des Heiligen und schwör es mir!“

„Sigibert und Guntram werden deinen Knaben feindlich sein!“ sprach der König. „Ich schütze dich gegen sie!“

„Fasse den Sarg des Heiligen und schwör uns Leben und Freiheit zu!“

Da trat Fredegund zum Altar. „Kennst du mich, Ingoberga?“

„Ich kenne dich nicht!“

„Ich bin Fredegund, die Königin der Franken, angetraut dem Chilperich! Und ich werde deine Söhne schützen, wenn du sie mir übergibst!“

„Fasse den Sarg des Heiligen und ruf seine Rache auf Meineid!“

Fredegund faßte mit ihren beiden Händen den Sarg. „Ich schwöre bei den Gebeinen dieses Heiligen, daß ich dich und deine Söhne schützen will, so weit meine Hände reichen! Gegen Sigibert will ich sie schützen und gegen Guntram, die ihnen nach Herrschaft und Leben trachten!“

Da fiel die Königin Ingoberga, die hoch und ſchlank war, vor Fredegund ins Knie und dankte ihr.

„Kommt nun zum Mahle!“ ſprach Fredegund.

„Wir vertrauen dir!“ — Ingoberga verließ das Grab des Heiligen und trat mit ihren Kindern aus der Kirche und ins Königshaus. Chlodowald, der Jüngere, ergriff Fredegunds Hand und lachte ſchmeichelnd: „Du gute Königin! Du ſchöne Königin!“ — Fredegund küßte ihn und den Bruder.

Chilperich aber befahl mir: „Hol ein Schermeſſer! Schnell!“

Ich ging und brachte es ihm in das Haus der Könige.

Chilperich nahm das Schermeſſer in die Linke und das kurze, breite Schwert, das er immer unverwahrt im Gürtel trug, in die Rechte und trat zu Ingoberga, an der die Knaben hingen. — „Wähle!“

Ingoberga heulte auf wie ein Tier und faßte Chilperich in ſein wallendes Königshaar. „Nimmermehr!“ ſchrie ſie. „Lügner du! Meineidiger du!“

„Wähle ſogleich!“

„Lieber tot als geſchändet!“ — In Verzweiflung umfing ſie die beiden Kinder. „Keine Schande auf ihr Haupt!“ — Sie lief zu Fredegund. „Schütze nun du ſie, wie du es verſprochen haſt über den Gebeinen des Heiligen!“

„So weit meine Hände reichen, will ich ſie ſchützen! Das hab ich geſchworen!“ ſprach mit hartem Blick Fredegund. Gegen Sigibert will ich ſie ſchützen und gegen Guntram.“ — Sie kehrte ſich zum Fenſter.

Chilperich faßte den jungen Theudowald. „So

haſt du ſelbſt den Tod für deine Söhne gewählt!“ — Er ſtach ihn ins Herz.

Aber Chlodowald, ein hellockiger Knabe, riß ſich ſchreiend von der Mutter, lief zu Fredegund und klammerte ſich an ihre Hände. „Hilf mir! Hilf mir! Schöne Königin!“ — Mir erbebte das Herz, als ich die Angſt des Kindes ſah. Iſt ſo das Leben der Könige, dann iſt es beſſer, bei Wolf und Bär zu wohnen als in den getürmten Häuſern! So dachte ich in einem Aufblitzen — und ich wußte, daß Fredegund jetzt den Knaben in die Arme nehmen würde, ihn zu tröſten.

Aber ſie regte ſich nicht.

Ingoberga faßte die Hand Chilperichs mit dem Schwert, das noch vom Blute heiß war. — „Auch du haſt Kinder!“ rief ſie in Verzweiflung. „Gedenke deiner Kinder!“

„Es iſt genug!“ ſprach Chilperich. „Gib dein Haar!“ Er erhob die Schere.

Da lachte Fredegund ſchrecklich, ſo ſchrecklich, daß mir das Schwert aus den erſtarrenden Händen fiel und niederklirrte. Sie ſtieß den Knaben fort, Chilperich in die Arme. „Willſt du den Feind dir züchten und den Töter? Halbe Tat iſt verderblicher als keine Tat! Ende!“

Chilperich ſtach den Knaben Chlodowald tief in die Schulter, daß die Schwertſpitze aus den Weichen drang.

Ingoberga fiel auf die Steine. Da lag ſie wie tot.

Fredegund aber ſagte laut zu mir: „Geh hin, ruf durch die Straßen, daß Chilperich Herr iſt in Paris! Ruf alle herbei, daß ſie ihm huldigen, daß ſie dem neuen König ſich beugen!“

Ich ging aus dem Saal, aber ich vermochte nicht zu tun, was Fredegund gefordert hatte. Ohne Kraft stand ich am Pfosten, Ingoberga sprang vorüber und schrie: „Blut! Mord! Blut!“ — Die Menschen kamen aus ihren Häusern, und mit einemmal wußten alle, daß ihre beiden Königskinder durch Chilperich und Fredegund geschlachtet worden waren. Sie werden uns töten, fühlte ich, denn unermeßlich groß schien mir diese Stadt, und unser waren wenige.

Plötzlich hatte sich alles verwandelt: Ich saß im Wohnraum meines Vaters neben Angilberga, dem Mädchen, das mir freundlich gesinnt war und das mein Weib werden sollte. Die Bäume des Waldes rauschten ins Fenster, ich hatte nicht Sorgen, nicht Angst...

Fredegund schritt die Stufen herab und hinter ihr kam Waldin, der Hofmeier König Chariberts. Fredegund befahl: „Entriegele die Kammern zu den Schätzen Chlothars!“

„Von meinem König sind mir die Schlüssel gegeben worden,“ sprach der Mann, „und meinem König allein darf ich sie wiedergeben!“

„Dein König ist tot! Wir erben!“ — Sie streckte die Hand aus. — „Gib!“

Doch Waldin zögerte. — „Eberulf!“ — Sie bemerkte mich. „Hast du dein Schwert wieder vom Estrich genommen?“

Ich senkte in Scham die Stirne.

„Hast du es?“

„Ich habe es!“

Dann tritt zu mir! Vielleicht wirst du es brauchen!

Jetzt nahm Waldin die Schlüssel aus einem Ledersack und riegelte die eiserne Pforte auf.

Fredegund trat in die Finsternis. — „Fackeln!“

Ich lief und brachte zwei Fackeln aus harzigem Holz.

„Nimm die Schlüssel!“ befahl Fredegund.

Ich schritt über nasse Stufen in das Schatzhaus Chlothars und mußte noch zwei Türen öffnen. Sie drehten sich schwer in ihren rostigen Angeln. Dann leuchtete ich in ein steinernes Kellergewölbe.

Das Licht meiner Fackeln spiegelte sich matt am Golde, das da gehäuft lag, goldene Schwertfesseln, goldene Helme, Panzer aus gewirktem Gold hingen an den Wänden über grünem Moder, im schwachen Leuchten rann das Gold wie ein Bach in die Finsternis.

Fredegund neigte sich, hob schimmernde Ketten vom Boden, getriebene Schüsseln, die farbige Steine trugen, und mancherlei Bilder, Fibeln und Spangen. Sie besah Stück um Stück, lachte laut wie ein Kind, das ein neues Spielzeug gefunden hat, legte es zum andern. Ein elfenbeinernes Behältnis war da, schimmernd in Glas und Gold, und darin der braune Schädel eines Heiligen, der noch ein paar Haare trug, ganz mit Rubinen und Saphiren besetzt; Fredegund nahm ihn, strich ihm übers Haar und legte ihn wieder auf sein Kissen von Seide.

Sie faßte Gewänder, seidene, damastene, goldgewirkte, knisternd unter ihrem Griff. Ein schwarzer Molch kroch aus einem Harnisch und schwand ins Dunkel des Gewölbes.

„Leuchte!“ — Aber die beiden Hölzer waren herabgebrannt. Da riß sich Fredegund Mantel

und Oberkleid ab und ſtand vor mir im Hemde mit quellenden Brüſten. — „Zünde!“ — Ihre Kleider flammten hoch wie ein Scheiterhaufen. Jetzt waren die Wände züngelndes Gold, der Erdboden züngelndes Gold. Fledermäuſe ſchlugen ans Geſtein, der Molch, der ſich verborgen hatte, kam wieder und glotzte mit ſtarren Augen auf Fredegund.

Sie riß ſich das Band ab, das ihr Haar gefeſſelt hatte, und warf es ins Feuer. Ein Waſſerfall roten Goldes ſprang über Schultern und Hüften, leuchtender als das Gold und die Edelſteine, leuchtender als die Flammen ſelbſt. Ich mußte der Mondnacht denken, da ich ſie in ihrer ſchimmernden Nacktheit geſchaut...

Ich ſtreckte die Hände aus nach Fredegund, ſie aber hieß mich, einen blauſeidenen Mantel herabzunehmen, und ich legte ihn ihr um die Schultern. Sie faßte einen Goldreif mit Smaragden beſetzt, ſchmale ſilberdurchwirkte Schuhe fand ſie, die ein ſchwarzer Funkelſtein heftend ſchloß, ſie nahm einen Stab zur Hand, roter Schmelz war im Golde, der Knauf trug lichtes Feuer.

Die Flammen waren erloſchen, wir ſtanden in Finſternis. Plötzlich ſchmiegte ſich ihr Leib an meinen — eines Augenblicks Länge lang. Dann ſchritt ſie der Dämmerung des Tages entgegen.

Ich ſtand, übergoſſen von der Glut ihrer Nähe. — „Folg mir! Schließ die Türen zu!“ rief ſie von oben.

Im Hauſe ſtand Merovech, der älteſte Sohn des Königs. Fredegund erbleichte. — „Was ſuchſt du hier?“ fragte ſie hart. „Schlüpfſt du durch unſer Haus und ſpähſt du umher?“

„Ich bin meinem Vater gefolgt“, erwiderte der Jüngling.

„Du sollst hier nicht stehen!“

Merovech ging schweigend. Sie aber sagte mir: „Hat Chilperich für diese Brut so Kühnes gewagt? Sollen für sie die Knaben gestorben sein? Für sie die Könige gegen ihn rüsten? Nimmermehr! Für meinen Sohn!“

„Du hast keinen Sohn, Fredegund?“ zögerte ich.

Sie schüttelte stolz ihr Haupt. „Wart! Aber dann — wehe ihnen! — Nun komm! Schaff einen Wagen!“

Ich lief und fand einen Karren mit hohen Rädern, aber ich sah kein Pferd, nur Kühe, die von einer alten Frau getrieben wurden. Ich nahm zwei schwarze, schirrte sie ein und half der Königin in den Sitz. Über den blauseidenen Mantel quoll ihr Haar wie ein Strom von Blut.

Männer und Weiber umdrängten uns, ein junger Mönch, der um eines Hauptes Länge über alle Menschen ragte, trieb sie mit gewaltigen Fäusten aus Fredegunds Weg. Er faßte die Kühe an ihren Hörnern und zog sie, rückwärts schreitend, durchs Gewühl.

Jauchzen stieg aus der Erde, sank vom Himmel: „Fredegund!“

Eine Frau brach hervor, kreischte: „Mord! Blut!“ — Ingoberga, der die Söhne geschlachtet worden waren, sprang gegen Fredegund mit kralligen Händen — „Mörderin! Bluttrinkende Hexe! Rächet mich! Rächt Eure Könige! Sie haben Charibert getötet und seine Kinder!“

Doch Fredegund stand mit einem Lächeln über

uns allen und wies die Rasende fort. — Der Mönch umfaßte Ingoberga, brachte sie kniend Fredegund dar wie einen Korb mit Früchten.

„Sie lebt, die mich kränkt?“ sprach Fredegund über alle Menschen hin.

Da brandete es wie aus Meerestiefen — „Tod der Ingoberga!“ — Der gewaltige Mönch zerriß sie mit einem Strecken seiner Arme und warf, was er hielt, in die Räder. — „Fredegund!“ heulte das Volk von Paris.

Schritt um Schritt drangen wir durch die gestaute Menge. Die Räder des Karrens stiegen mit dem Blut der Königin Ingoberga Fredegund entgegen, aber der Mönch zerbrach die Deichsel, an die ich die beiden Kühe gefesselt hatte, und zog den Wagen wie ein lastbares Tier.

Vor uns war der schimmernde Fluß, gesäumt von Häusern und von den Kirchen der Heiligen. Menschen kamen uns entgegen, sie hatten Chilperich auf einen Schild gehoben und riefen ihn zum König über das Reich Chariberts aus.

Fredegund schwang ihren Stab, die Edelsteine erglühten farbig im Mittagslicht. So trafen sie aufeinander vor der Kirche der zwölf Apostel. Breit ging das Tor auf, und ein Bischof mit langem weißen Bart stand auf den Stufen. — „Diotherius, der Gott wohlgefällig ist, der Wunder zu wirken vermag! Großes muß geschehen sein, daß er aus seinem Hause tritt, denn er meidet die Menschen, lebt in Beschaulichkeit!“

Solches vernahm ich, manche knieten hin und forderten seinen Segen.

Aber der Greis, der wohl neunzig Jahre alt ſein mochte, trat mit ſtarken Schritten vor den König. Er hob die Arme. „Wehe! Wehe über dich und dein Geſchlecht! Was vorausgeſagt iſt vom Anbeginn aller Trübſal, das will ſich vollenden durch die Könige dieſes Hauſes! Der Vater erhebt ſich gegen den Sohn, der Sohn erhebt ſich gegen den Vater, Bruder rennt gegen Bruder an, die Mordwaffe in der Fauſt! Lebt Ihr nicht in herrlichen Häuſern? Habt Ihr nicht ſatt zu eſſen? Sind nicht Eure Schatzkammern gefüllt? Habt Ihr nicht Weiber und Kinder? Aber ohne Grenzen iſt Eure Gier! Ihr achtet nicht der Eide, vor dem Angeſicht des Herrn geſprochen! Vergeßt der Liebe, die Blutsfreunde bindet! Nur dem Gelüſt Eures Herzens ſeid Ihr untertan! Warum raubt Ihr, was nicht Euer iſt, Ihr Könige! Warum mordet Ihr Bruder und Kinder? Aber wie du tuſt, ſo wird dir getan werden! Zerbrechen wird dein Thron, Ausſatz wird dich ſchlägen, und du wirſt unter den Bettlern ſein, frevelndes Geſchlecht!“

Aufheulte das Volk, wir ſcharten uns um Chilperich und Fredegund. Der König ſprach: „Schweig ſtill, du alter Tor! Geh in deine Kirche und bete zu Gott für das Heil der Fürſten! Du begreifſt ja nicht ihre Wege!“

„Mäſten ſich die Großen mit Blut, dann wird Gottes Schwert ſie hinwegtilgen!“ rief der Biſchof im Zorn, daß die Steine klangen. — „Auf dich wird es fallen, und du wirſt elend ſterben, ermordet von deinen Söhnen!“ — Plötzlich kehrte er ſich zu Fredegund. „Auf dich, die ich vor mir ſehe, der babyloniſchen Hure gleich, wird jeder Fluch fallen.

Meineidige du! Mörderin! Unfruchtbar wird dein Leib ſein und du wirſt im Jammer enden!“

Da ſprang der rieſige Mönch gegen den Biſchof, hob ihn am Hals auf und würgte ihn ſo grauſam, daß der alte Mann nur noch wie ein Bündel Kleider zwiſchen ſeinen Händen hing.

„Ein Heiliger! Ewige Höllenqual iſt dir gewiß!“

Die Hände Rothads, des Mönchs, löſten ſich von dem Alten, Diotherius fiel in gebreitete Arme. — „So muß jeder ſterben, der es wagt, Fredegund zu ſchmähen!“ brüllte der raſende Mönch. Er ſtand ſchrecklich, um ihn war Leere.

Chilperich fragte: „Iſt dieſer ein Heiliger? Ich kenne ihn nicht!“

„Ein heiliger Märterer! Den Tod hat er erduldet um des wahrhaftigen Wortes willen! Ein Wundertäter!“ — Sie achteten Rothads nicht mehr, und ich zog ihn aus der Menge. — „Bewahr ihn mir,“ winkte der König, „daß ihn Züchtigung treffe!“ — „Für dich und für die Herrin hat er es getan!“

Aber man hörte nichts weiter. Sie hatten ſich über den Biſchof geworfen und zerriſſen ſeine Gewänder. — „Was an ihm haftet, das heilt!“ — „Mir! Mir!“ — „Meiner Lahmheit wird er Rettung bringen!“ — „Meinem Blutfluß!“ — „Meinen Krämpfen!“

Ein Haufe Leiber wälzte ſich über den Toten. Und als er ſchon in ſeiner jämmerlichen Nacktheit lag wie ein Sünder, der geſteinigt worden, ſchlugen ſie ſich noch um die Fetzen ſeines Hemdes.

Geſchorene traten aus der Kirche und wollten den Leichnam bergen.

„Rührt nicht an ihn!“ befahl der König. „Für mich ist dieser Heilige gestorben! Mir gehört sein Leib!“

„Unser Abt ist er gewesen! Unser Bischof! Unser Haus sein Haus!“

Eine Stimme entrang sich dem Gewirr: „Uns hat er Gutes getan, zwei Tote hat er uns erweckt!“

„Hat er zwei Tote Euch erweckt, so habt Ihr Euer Teil dahin an seinen Wundertaten! Unser, was von ihm bleibt!“ — So rief der Oberste der Pfaffen.

„Nicht Euch, nicht dir!“ sprach Chilperich. „Ich werde den Leichnam bergen, daß er mich und mein Haus schütze!“

„In unserer Kirche hat er seine Wunder gewirkt! Ihr gehört er fortan!“

„Hat er Wunder gewirkt in der Zeit seines Lebens, dann wirkt auch Wunder der Tote!“ — Fredegund rief mir und dem Mönch Rothad: „Den Leib! Für den König und für mich!“

Wir sprangen hin, andere Königsdiener folgten. Ein blutiges Ringen begann. Der Leib des heiligen Märterers wurde in Stücke gerissen, aber mir und Rothad, der ihn erwürgt hatte, gelang es, den Kopf zu bergen. Ich holte einen metallenen Schrein aus der Kirche, in den geschliffene gelbe Achate eingesetzt waren, entleerte ihn von Knochen und Überresten der Kleider und barg darin das Haupt des heiligen Diotherius für Fredegund und für den König. Wir achteten nicht des Rufens, daß wir Reliquien schändeten, nicht der Flüche, die um uns schwirrten, und nicht der Stockschläge, wir trugen das Haupt des Heiligen vor Chilperich und vor

Fredegund her, als sie ins Königshaus Chlothars einzogen.

Theudowald und Chlodowald wurden von Mönchen in eine Hirschhaut genäht und nachts zu Grabe getragen.

7.

Fredegund sprach: „Rothad, du hast dich als ein Freund und als ein treuer Mann erwiesen. Bleib bei mir und diene!“

Ohne ein Wort öffnete Rothad sein Hemd über der Brust und bot Fredegund ein Messer dar. „Ich bin ein freier Mann gewesen, habe ohne Zwang das Kloster erwählt. Nun zeichne mich du zu deinem leibeigenen Knecht!“

Fredegund schnitt ihm eine Rune überm Herzen ein, er regte sich nicht. Dann hielt sie mit ihren weichen Händen das Blut auf, bis es stille stand.

Jeder wird ihr hörig, dachte ich mit Verdruß. Hat sie nicht genug an mir? Braucht sie mehr Knechte noch? Dracolen, den tückischen Bruder, hatte ich vor ihrer Zelttür gesehen in der Nacht, und ich entsann mich der Reden daheim.

Dem König wurde erzählt, in der Stadt Paris wären viele Reliquien zu finden, die Schutz gewährten gegen Eisen und Gift. „Am stärksten ist die Kraft des Herrn Dionysius“, sagten die Leute. „Ihm ist als einem heiligen Märterer der Kopf abgeschlagen worden, und er hat seinen Kopf mit eigenen Händen bis an die Stätte getragen, die er als Grab sich gewählt.“

Dann erzählten sie noch, daß ein Syrer hier lebte, der Reliquien von Heiligen besaß, wie er

sie aus dem Morgenland gebracht hatte. „Viele Wunder haben schon die Überreste dieser Heiligen gewirkt, und einmal, als eine große Feuersbrunst die Stadt verheerte, ist das Haus dieses Mannes durch die Kraft seiner Heiltümer verschont geblieben.“ So redeten sie vor Chilperich. Und sie meinten, daß die wundertätigste aller dieser Reliquien der Daumen des heiligen Märterers Sergius wäre. Der Syrer, der Efrem hieß, hatte ihn von einem König im Morgenland eingetauscht, und der hatte den Daumen immer an seinem rechten Ärmel getragen. Wenn er sich seiner Feinde nicht mehr zu erwehren vermochte, dann hatte er im Vertrauen auf den Beistand des Heiligen seinen rechten Arm erhoben, und sogleich war die Menge der Feinde gewichen.

„Ich will diesen Daumen gewinnen!“ sprach Chilperich und sandte mich mit ein paar Leuten zum Haus des Syrers.

Wir fanden das Haus und umstellten es. Ich rief hinein, daß uns sogleich die Überreste der Heiligen gezeigt werden. Der Syrer, der ein alter Mann war, kam ans Fenster und bat: „Kränkt mich nicht und beleidigt nicht den Heiligen! Nehmt von mir hundert Goldgulden und geht von dannen!“

Ich aber verschmähte sein Geld und forderte die Reliquien der Heiligen. Da er die eherne Tür nicht aufschloß, ließ ich eine Leiter herbeibringen und stieg durchs Fenster ins Haus ein. Ich fand den Menschen und bedrohte ihn mit dem Schwert, daß er ungesäumt den Daumen des heiligen Sergius unserem König gäbe. Zitternd brachte er eine Kapsel herbei und bat mich mit gefalteten Händen, ich

ſollte ihm aufs geringſte den halben Daumen laſſen, denn dieſes Heiligtum bärge alle Kraft ſeines Lebens. Er bot mir Gold aufs neue. Ich hatte Mitleid mit dem Alten und ſagte ihm: „Wenn du den Daumen in zwei Teile ſpalten kannſt, ſo daß in jedem Teil die Kraft des Wunders lebendig iſt, ſo magſt du einen Teil bewahren!“

Da holte er ein Meſſer herbei, teilte den Daumen, der einem Stückchen Leder glich, und dankte mir ſehr. Ich brachte dem König die heilige Reliquie, aber das Gold des Syrers hatte ich nicht genommen.

Chilperich gab mir die Schlüſſel zum Schatzhaus und machte mich zu ſeinem Kämmerer. Wieder ſtieg Fredegund hinab, ließ Geſchmeide durch ihre Hände rollen, ſie nahm Ringe und viel byzantiniſches Gewirk aus den Truhen. Als ich ſie ſah, umfloſſen von bunter Seide, geſchmückt mit Gold und Saphiren, war ſie herrlicher als je zuvor. Sie erſchien dem Volke, das wegen der Ermordung der beiden Knaben und des Diotherius unzufrieden war, alles Murren verſank in einem Jubelruf. Und einmal, ſie hatte Dracolen fortgeſandt, durfte ich die Fackel halten, wie ſie nachts unter den alten Bäumen in die Bucht des Fluſſes ſtieg. Sie ſchwamm zwiſchen Schwänen und war ſelbſt ein Schwan im blinkenden Gewäſſer.

Der König rief den Mönch Rothad und ſagte zu ihm: „Du haſt den heiligen Biſchof ermordet und ſollteſt dafür gezüchtigt werden! Aber verbirg dich eine Zeitlang und geh hernach in dein Kloſter zurück!“

„Erlaube, daß ich dir diene!“ bat Rothad. „Ich will die Kutte nicht länger tragen!“

„Darf ich dir trauen?“ — Der König fürchtete Verrat bei jedermann.

„Erprobe mich!“

„Eine Probe haſt du mir ſchon gegeben, denn du haſt einen geſtraft, der mir Böſes wollte. Aber ich verlange mehr!“

„Befiehl!“

„Schleiche nachts in die Kirche des heiligen Dionyſius und bring mir den goldenen Kelch, aus dem der Märterer das letzte Abendmahl genommen hat am Tag ſeines Todes! Die Leute ſagen, daß dieſer Kelch ſtärkere Wunderkraft birgt als die Reliquien aller Heiligen. Ich will mir einen Bruſtharniſch daraus ſchmieden laſſen, der mich feit gegen Dolch und Schwert!“

„Ich will den Kelch holen!“ ſprach Rothad.

„Aber wenn ſie dich fangen, mußt du verſchweigen, wer dich ſendet!“

„Auch auf der Folter ſpreche ich nicht!“ — Rothad verſchwand und brachte am andern Morgen den Kelch. Der König wagte wirklich, dieſes Heiligtum einzuſchmelzen und ſich einen Bruſtharniſch daraus ſchmieden zu laſſen. Fortan trug er den Harniſch beſtändig, und niemals iſt ihm ein Mörder nahgekommen, nur einſt ein Mann, der, wie man glaubte, von Chilperichs Bruder Sigibert ausgeſandt worden war; dieſer Menſch verſuchte Chilperich unterm Bruſtharniſch in den Bauch zu ſtechen, denn er ſcheute Gottes Heiligtum; aber von der Kraft des Goldes wurde der Streich abgewehrt.

Wir durften uns keiner Ruhe freuen. Kundſchafter des Königs kamen und meldeten, daß

Sigibert den Burgundenkrieg unterbrochen hätte und gegen Paris zöge, die Stadt an sich zu bringen. Chilperich geriet in große Besorgnis, daß sich die Bürger mit Sigibert vereinigen könnten. — „Wir wollen das Erbe Chariberts teilen!“ sagte er. „Ich bin zu schwach, es allein zu wahren“.

Aber Fredegund widersprach. „Nimmermehr lässest du Stadt und Schatz!“

Chilperich zögerte noch, da kam schon ein Mann von Sigibert, der böse Worte trug. „Zuerst hast du dich mir verbündet und du hast deinen Schwur gebrochen! Du hast Charibert gegen mich aufgereizt, und als er starb, hast du seine Knaben gemordet! Hast den heiligen Bischof Diotherius, der gegen dich die Wahrheit gesprochen hat, töten lassen durch einen Knecht. Aber ich komme jetzt, dich und das niedrige Weib zu strafen, das dir bei allem Bösen hilft!“

Solche Worte sandte Sigibert dem König. Fredegund erzürnte sich sehr. „Willst du dich vor einem demütigen, der mich beschimpft? Der mich niedrig nennt, angetrieben sicherlich von jener Brunichild, die er zum Weib genommen? Dann geh hin, wirf dich vor deines Bruders Füße und gib mich der frechen Gotin zur Magd!“

Da ließ der König, der immer tat, was Fredegund begehrte, den Kampf ausrufen, und verkündete Sigibert, er wollte ihn auf dem Feld von Nogente zur Entscheidung treffen. Heimlich jedoch erbot er sich, ihm den Mörder des Diotherius in die Hände zu geben, daß er ihn strafte oder tötete nach seinem Gefallen. So dankte Chilperich dem, der für ihn den Kelch des Heiligen geraubt hatte

und dem ewigen Verderben trotzte in jener anderen Welt.

Die Heere begegneten einander, Sigibert war stärker als wir. Viele Männer starben. Rothad ging, die Königin Brunichild, die Fredegund beleidigt hatte, zu töten. Aber er fand sie nicht und kam blutend wieder.

Unser Heer wich.

Da befahl mir Fredegund, den silbernen Panzer herbeizubringen, der im Schatzhause Chlothars bewahrt wurde. Sie legte sich ihn um die Brust und prüfte Speere. — „Tu es nicht, Fredegund!“ bat ich. „Wir wollen fliehen! Ich finde den Weg in die Heimat! Dort leben wir in Verborgenheit!“

Allein sie höhnte: „Glaubst du, ich wollte Magd sein im Haus deines Vaters? Oder willst du mich vielleicht zum Weib nehmen und als Erbin auf deinen Hof setzen?“

„Ich will es tun!“

Sie lachte, und sie hieß mich, ihre Beine in Silber schienen. Sie schlang sich die Haare wie einen kupfernen Helm ums Haupt, und ich sah wohl, daß es sie besser schützen werde als Erz, so fest lag es ihr um die Stirne.

Sie stieg auf ihren Schimmel, aber zu schwer war dem Tier die gerüstete Königin. Da holte ich einen Brandfuchs herbei, einen starken Hengst, Fredegund ritt gleißend unter die Männer.

„Chilperich! Paris!“ — Sie sprengte übers Gefild.

Wer seinen Spieß hatte schleudern wollen, dem sank der Arm, wer den Schild erhoben hatte,

neigte ihn. Tauſend Männer, hüben und drüben, ſchmolzen in ein einziges Augenpaar.

„Fredegund!“ — Es ſchrie aus mir mit einer Kraft des Jubels, die ich nicht gekannt hatte bis an dieſen Tag.

„Fredegund!“ — Tauſend Bewaffnete riefen es.

Die Männer Sigiberts legten die Lanze ins Gras und breiteten den Schild darauf. Unbewehrt ſtanden ſie. Kein Pfeil flog Fredegund entgegen, als ſie nahe kam.

Die Männer Chilperichs erwachten aus ihrer Betäubung. Sie eilten vor, ihre Königin zu ſchirmen, laut rufend, eng um Fredegund geſchart. Ich wollte zu ihr dringen, aber ich brach nicht durchs Gewühl der Krieger. Rothad jedoch hatte ſeiner Wunde vergeſſen. Ungepanzert, unbehelmt, ſchritt er Fredegund zur Seite, hoch wie die Frau, die auf dem Hengſte ſaß. Keiner wagte, ihm zu ſtehen, nicht Feind, nicht Freund.

Da ſcholl der Ruf einer Frau übers Feld wie der Ruf einer Löwin. „Die Hexe! Die Zauberin! Steht, wenn Ihr noch Männer ſeid!“ — Aber die Krieger Sigiberts wandten ſich und flohen.

Ich weiß nicht, was noch geſchah, um mich war dichter Staub. Noch einmal hörte ich Rufen, und ich wußte, daß es Brunichild war, die ſtolze Tochter des Goten. — „Faßt ſie, die Hexe, die Buhlerin!“ — Dann vernahm ich nichts mehr.

Ich ſtand vor einem niedrigen Haus und bei mir war Landerich, der Freund des Königs. „Unſer iſt der Sieg!“ ſprach er. „Sie ſchicken Männer zum Vergleich!“

Fredegund kam heiß auf ihrem roten Pferde.

Der Helm ihrer Haare hatte sich gelöst, es gischtete über den Harnisch von Silber. Ihre Augen sprühten gelbe Flammen, ihr Mund stand halb offen, wie lechzend nach Blut. Ich wollte hintreten, ihr aus dem Sattel helfen, aber sie stieß mich fort. „Landerich!“

Der schöne, dunkle Herzog schlang seine Arme um Fredegunds Leib, hob sie vom Pferde, trug sie ins Haus. Ich sah, wie sie sich ihm brennend schmiegte. Und ich glaube, daß sie in seine Lippen biß.

Zitternd stand ich vor der Tür und wehrte jedem den Eingang. Bis zum späten Abend kam Fredegund nicht wieder.

Indes waren die Abgesandten Sigiberts und Guntrams beim König. „Das Heer deines Bruders Guntram kommt, den Frevel zu rächen, der an Chariberts Sippe geschehen!“ — Aber die Könige boten Frieden. „Charibert ist gestorben, seine Söhne leben nicht mehr, teilen wir brüderlich das Erbe, und teilen wir die Stadt! Wir wollen vor den Gebeinen des heiligen Dionysius, des Bekenners Hilarius und des Märterers Diotherius schwören, daß keiner die Stadt betreten dürfe ohne den anderen. Bricht einer den Schwur, so geht er des Erbes verlustig für alle Zeit.“

Chilperich stimmte zu, denn er hätte erliegen müssen, wenn beide Brüder gegen ihn kämpften. Er lud Sigibert und Guntram nach Paris zu gerechter Teilung.

Dann suchte er Fredegund, die sich eines der kleinen Häuser hatte rüsten lassen, nachdem sie von Landerich gegangen war. — „Großen Dank

ſchulde ich dir, du Tapfere!“ ſprach Chilperich zu ihr. „Du haſt uns gerettet, uns Paris erhalten!“

„Und doch bin ich dir nicht wert!“ erwiderte Fredegund mit einem verſchloſſenen Blick.

„Jede Gabe, die ich dir bieten kann, iſt dein! Nimm aus dem Schatz des Vaters, was du begehrſt, ehe die Brüder kommen!“

„Nichts gelte ich dir!“

Der König ſtreckte die Hand aus. „Rede nicht ſo, Fredegund! Was willſt du, daß ich dir gebe?“

„Du haſt ein Weib neben mir! Sigibert hat Brunichild allein!“

„Ich habe Audovera vergeſſen, ſeit du mein Weib biſt! In Seſſonib ſitzt ſie, ich denke ihrer nicht mehr!“

„Dann löſe dich von ihr!“

„Ich will es tun!“ — Sogleich rief er den Kanzler Prudentius und ließ der Audovera einen Brief ſchreiben, daß jedes Band aufgelöſt ſei zwiſchen ihm und ihr, daß ſie heimkehren möge zu ihrem Vater.

„Auch die Biſchöfe ſollen das Band löſen!“ forderte Fredegund.

„Sie werden es tun!“

„Und die Söhne, die Audovera geboren hat?“

Der König ſchwieg eine Weile. Dann ſprach er: „Gewinne ich einen Sohn von dir, dann ſollen ſie mir fremd ſein wie Hirten des Feldes!“

Fredegund kehrte ſich und hatte ein Lächeln, wunderbar wie niemals ein Lächeln geblüht hatte auf dem Angeſicht der Frauen. Sie ſchwand in ihre Kammer.

8.

Die Könige ſchworen über den Gebeinen der Märterer gerechte Teilung und ewigen Frieden,

und alle ihre Männer ſchworen mit ihnen als Eideshelfer den Schwur: Keiner ſollte Paris betreten ohne den anderen.

Ein Feſtmahl wurde im Hauſe Chlothars begangen. Erhöht ſaßen die Könige, der Platz Fredegunds und Brunichilds ſtand noch leer. Ich war ſehr begierig, Brunichild zu ſehen, denn alle Männer ſagten, daß ſie die königlichſte Frau im Reiche der Franken ſei.

Fredegund kam. Ein goldenes Gewand aus dem Schatze Chlothars lag um ihren Leib, zwei Frauen trugen es hinter ihr. Die Brüder Chilperichs neigten ſich ſtumm, und mir ſchien, daß Sigibert von ihr rückte. Dieſer König war ein kleiner, hagerer Mann mit kalten Augen, dem der Bart nur dürftig wuchs, und der gar ſpärlich trank. Später vernahm ich, daß ihm das reiche, braune Königsgelock nicht auf dem eigenen Haupt gewachſen war, ſondern daß ſie es ihm in Byzanz gefertigt hatten aus dem Haar gepidiſcher Sklavinnen; denn er wollte nicht geringer ſein als die Brüder. Sein Kleid war wenig geziert und glich mehr dem eines Grafen oder eines Königsdieners als eines großen Herrn.

König Guntram ſchien mir freundlich und milde. Er war älter als die Brüder, graues Haar zog durch das blonde. Er hatte daheim ein paar Frauen, aber ſie waren nicht mit ihm gekommen, und ich glaube, daß dies klug war, denn es hätte ſicherlich Streit gegeben.

Ich ſtand hinter den Königen, daß ihnen der Wein nicht fehlte. Fredegund trank lauteres Waſſer,

ich ſchöpfte es ſelbſt in den tiefen Quellen von Mindug für ſie.

König Guntram ſprach: „Meine Schwägerin, ich weiß, daß deine Tapferkeit nicht geringer iſt als deine Schönheit. Dir danke ich, daß wir zu einem fröhlichen Ende gekommen ſind!“

„Möge es dauern!“ erwiderte Fredegund. „Mögen die Brüder ewig in Freundſchaft verbunden ſein!“ — Aber ſie blickte immerfort auf den leeren Platz, der für Brunichild beſtimmt war. Zum erſtenmal merkte ich, daß Fredegund einen Menſchen fürchtete: Brunichild, die Tochter des Gotenkönigs Athanagild.

Brunichild kam nicht, obgleich das Mahl ſchon lang begonnen hatte. Chilperich ſchwieg. Er trank Becher um Becher, und ſein Geſicht färbte ſich rot. Ich ſah, daß er Verdruß empfand; wollte ihm Sigibert Schmach antun, nachdem ſie ſich vertragen hatten mit großen Eiden?

Sigibert rief einen ſeiner Diener. Ich glaube, daß dieſer Mann niemals gelacht hat oder fröhlich geweſen iſt. Er befahl: „Geh hin und ſieh, wo die Königin weilt!“

Niemand ſprach ein Wort, bis der Mann widerkehrte. Er trat zu Sigibert und flüſterte ihm ins Ohr.

Sigibert wurde noch bleicher, als er ſchon geweſen war. „Ich bitte die Königin,“ ſprach er laut, „ich bitte ſie dringend, daß ſie komme! Drei Söhne Chlothars warten!“

Der Mann ging, und niemand wagte ein Wort. Chilperich trank mit Unruhe, Fredegund ſah ſtarr vor ſich hin. Alle wußten ja, daß Brunichild um ihretwillen dem Mahl der Verſöhnung ferne blieb.

Der Diener, der ausgesandt worden war, kam zurück und redete mit Sigibert. Der König preßte die Lippen hart auf einander, grub seine Nägel in den Tisch. Dann stand er auf und sagte: „Ich will die Königin selbst hereinführen!“

Eine große Fliege summte durch den Saal. Sie schlug an einen Becher und fiel zu Boden.

Sigibert kam ohne die Königin. Er sah aus, als wäre er kleiner geworden, seine Schläfen waren gelb. — „Mein Weib liegt zu Bett seit heute morgen“, sprach er. „Wir wissen nicht, was es sein mag, aber sie ist erkrankt. Sie bittet Euch, ihr zu vergeben.“

Die Könige schwiegen.

Sigibert fuhr fort: „Morgen will Brunichild mit schwesterlichem Kuß Fredegund nahen. Sie sendet ihr diese Kette zum Zeichen der Freundschaft.“ — Er legte einen Schmuck vor Fredegund hin, aber sie schob ihn mit dem Rücken ihrer Hand zur Seite. Der Schmuck war dürftig.

Sigibert sprach: „Willst du diesen Schmuck nicht von mir annehmen, so bitte ich dich, ihn morgen aus Brunichilds Händen zu empfangen! Sie will deine Schwester sein!“

Stolz erwiderte ihm Fredegund: „Wenn Brunichild in meine Kammern tritt, so werde ich sie gerne sehen!“ — Brunichild ist niemals zu Fredegund gekommen.

Sigibert saß wieder auf seinem Platze, doch mir schien, als wohnten nicht Liebe und Versöhnung in den Herzen, sondern Haß. Wie lang wird Friede zwischen Chilperich und Sigibert sein? dachte ich. Wann wird der Schwur der Treue zum Meineid werden? — Guntram allein war friedlich gesinnt.

Fackeln wurden gebracht, Fredegund leuchtete wie ein lebendiger Edelstein über den Zechern. Sie schien alles Ärgers vergessen zu haben und redete vergnügt mit Guntram.

„Nahe dem Rhein habe ich einen burgundischen Mann gefangen", sprach König Guntram. „Er versteht zu fiedeln und zu singen. Ich will ihn herbei rufen, daß er unser Mahl erfreue."

Die Könige nickten, und Guntram sandte um den Gefangenen, den er auf dem Heereszug erbeutet hatte. Er war jung, helle Locken ringelten sich ihm. — „Ist er eines Königs Sohn?" fragte Sigibert, „daß er in Locken geht?"

„Frag ihn selbst!" — Der Burgunder erwiderte mit offenem Blick: „Ich bin kein Königssohn, aber ich bin ein Sänger!"

„Ein Schreier und Spaßmacher?" fragte Sigibert.

Der Jüngling schüttelte trotzig sein Haupt. „Nein! Von des Königs Gunthari nächsten Freunden bin ich!"

„Sind Spielleute Freunde des Königs in Eurem Land?" fragte Sigibert mit Verachtung.

„Wenn die Könige wert sind, von Spielleuten geliebt zu sein!"

Guntram lachte laut, und ich sah, daß er sich seines Lachens freute in diesem düstern Saal. „So sind die Spielleute über den Königen im Burgundenland?"

„Nicht über den Königen! Aber ihnen nah, wenn sie treu sind und ihre Kunst verstehen!"

„Verstehst du deine Kunst? Dann spiel auf!"

Der Jüngling zog seine Fiedel hervor, die er im Sacke trug, und verwundert sahen wir alle auf ihn, denn in fränkischen Landen werden Spielleute nicht gesehen.

Der Bogen sprang über die Saiten. Zuerst vermochte ich nichts zu hören als ein wirres Gedröhn. Die Männer lachten laut. Da ließ der Jüngling die Fiedel sinken und sprach mit blitzenden Augen: „Wenn Volker aufspielt, herrscht Ruhe im Saal!“

„Der Freche! Peitscht ihn! Ein gefangener Mann!“

Aber König Guntram gebot: „Wollt Ihr hören, wie er spielt, dann müßt Ihr schweigen!“

Da schwiegen die Männer, und der Jüngling, der sich Volker genannt hatte, strich die Fiedel. Seltsames geschah: Die Männer saßen und regten sich nicht, Fredegund starrte mit großen Augen auf den Spielmann, mit Augen, durch die es wolkig zog. Chilperich trank nicht mehr, nur Sigibert sprach mißlaunig: „Was soll das Dudeln?“

Dem Spielmann waren die Locken übers Gesicht gefallen, als er die Fiedel an seiner Brust hielt wie eine geliebte Frau, mir schien, als seien das Holz und der Mensch nur ein klingendes Wesen.

Nach einer Weile ließ Volker die Arme sinken. Er warf sich die Locken mit einem jähen Schütteln aus der Stirn, und ich sah mit Staunen, daß er ein anderes Gesicht empfangen hatte. Er schaute in die Ferne wie einer, der nichts Nahes mehr sieht, sondern Dinge, die hinter den Mauern sind.

„Gib ihm Wein!“ sprach König Guntram zu mir. Aber Volker sah den Becher nicht, den ich

ihm bot, er ſchaute durch mich wie durch ein Leeres. Dann ſenkte er den Blick, und ich konnte ſehen, daß Tränen über ſein Geſicht rannen.

„Weinſt du um Gefangenſchaft?“ fragte Guntram. „Dann geh in dein Land! Ich will in Frieden leben mit meinen Brüdern und mit den Königen der Burgunden.“

Aber Volker ſchüttelte den Kopf und ſagte nach einer Zeit: „Ich weine um meine Königin, die im fremden Land geſtorben iſt. Ich weine um Kriemhilt!“

„Wer iſt Kriemhilt?“

„Die Schweſter der Könige. Ich habe ſie ins Heunenland begleitet zu Etzel.“

„Du kommſt aus dem Land der Heunen?“

Volker nickte.

„Erzähl uns, was dir begegnet iſt!“

Da begann Volker ſeine Fahrt.

„Zu Worms ſaß die holdſelige Kriemhilt mit den Brüdern. König Siegfried vom Niederland kam den Rhein herabgefahren, Kriemhilt ſah ihn und wurde ihm in Liebe vermählt. Wenig ſpäter, an einem ſchwarzen Wintertag, ohne Himmel, ohne Licht, war Jagd in den Wäldern, Hagen der Neidiſche, ſchlug hinterrücks Siegfried zu Tode. Da hörte jeder Quell auf zu ſpringen, jedes Tier verlor ſeinen Laut, die Welt erſtarrte unterm ſchmerzhaften Winterdorn. Ich mußte weinen um Siegfried, den ich geliebt.

Doch als ich Kriemhilt ſah, wurde ich ſtumm, denn niemals war ein Schmerz geweſen, ihrem gleich. Sieben Jahre lang redete ſie mit keinem Menſchen, auch mit den Brüdern nicht, nur manch-

mal mit mir, denn sie wußte, wie sehr ich Siegfried geliebt.

Über alle Wege der Welt flog die Mär vom Tode des jungen Königs, der an Untreu gestorben war, und vom Schmerz Kriemhilts. Bis zu den fernen Heunen, die weiter von uns sind als alle Menschen der Erde sonst, wanderte die Sage der traurigen Königin, deren Schönheit im Leide wuchs. König Etzel, der Mächtigste aller Herren, sandte zwei Boten, Kriemhilt für sein Bett zu freien.

Mit den Werbern kam ein Pferd, beladen mit reinem Golde. „Nicht Brautschatz ist dies," sprachen die Heunen zu Gunthari, „nur Dank für Nahrung der Boten."

„Was ist Brautschatz?" fragten die Könige.

Da wiesen sie einen Fingerring aus schwarzem Haar. Sie küßten ihn in Ehrfurcht. „Etzels Ring. Wer ihn empfängt, hat sich ihm anverlobt mit Leben und Gut. Wer ihn trägt, dem ist jede Bitte gewährt, er ist Etzeln gleich. Denn mit dem Ring hat unser König ihm seinen Willen geschenkt. Wagt einer, Schimpf dem zu tun, der den Ring am Finger trägt, er wird von Etzel gestraft an seinem Leben und dem Leben aller, die ihm nahe sind, ausgetilgt wird sein Geschlecht von der Erde. Das ist die Morgengabe unseres Herrn an Kriemhilt!"

„Niemals ward einer Braut solcher Schatz gegeben!" sprach Gunthari.

Hagen schwieg und maß mit bösen Blicken die Werber.

„Weiß Euer König nicht," sprach Gerenot, „daß Kriemhilt um einen Gatten trauert?"

„Er weiß es! Doch er ſendet den Ring!“

Hagen brach ſeinen Speerſchaft zwiſchen den Händen.

„Weiß Euer König nicht, daß kein Mann der Welt Siegfried gleicht an Schönheit und an Kraft?“ fragte Giſilher. „Wie könnte die Liebe zu einem andern der Liebe Siegfrieds gleichen in Kriemhilt?“

„Siegfried iſt tot,“ ſprachen die Heunen, „Etzel lebt!“

Hagen hob den gebrochenen Speer und wies ihn den Königen. „Sendet die Boten heim, daß nicht Unheil beginne!“ — Aber Gunthari ſprach: „Geht zu Kriemhilt! Es iſt nicht Brauch bei uns, daß einer Frauen Hand verſchenkt werde durch die Sippen.“

Kriemhilt vernahm mit Staunen das Wort der Werber. Sie betrachtete Etzels Ring.

„Haſt du ihn genommen, Königin?“

„Wie könnte ich eines andern Mannes Ring nehmen?“ Wißt Ihr nicht, wer mir geſtorben iſt?“

„Wir wiſſen es. Aber wir kennen Etzel und ſeine Macht, der ſich alle Völker beugen bis an den Rand der Welt. Der Kaiſer in Byzanz ſchickt ihm Gold Jahr um Jahr, der Biſchof in Rom erbittet ſeinen Schutz. Nimmſt du den Ring, ſo iſt Etzels Macht deine Macht, dein Wort ſein Wort — deine Rache ſeine Rache.“

Kriemhilt ſah lang auf den Ring. „Rache, ſagt Ihr? Will Etzel Rache gewähren?“

„Seine Diener ſind wir, und uns iſt befohlen, jeden Schwur dir zu tun, den du begehrſt! Unſer Schwur iſt Etzels Schwur! Sieh das Zeichen, daß

wir Etzels ſind mit Leben und Blut!“ — Sie ſchlugen den Mantel auf und zeigten das ſchwarze Brandmal, das ganz ihre Bruſt deckte: den Totenkopf, das Zeichen des Heunenkönigs.

„Ich nehme den Ring!“ ſprach Kriemhilt. „Um Rache nehm ich ihn!“ — Ohne Abſchied, in grauem Gewande, ritt ſie vom Hof mit den Werbern. Ich war bei ihr, ich ganz allein!

Wir zogen hinab, ins ferne Land der Heunen. Jede Nacht weinte Kriemhilt, und ich ſpielte die Fiedel, daß Schlaf zu ihr käme. So bin ich ein rechter Spielmann geworden.

Die Heunen grüßten Kriemhilt als ihre Königin. Doch eh ſie vom Pferde ſtieg, reichte ſie Etzel den Ring. „Ohne Trug komme ich zu dir,“ ſprach ſie. „Ich heiſche Rache für Siegfried!“

„Ich ſchwöre die Rache, die du begehrſt. Aber kommſt du zum Hochzeitsfeſt im Trauerkleid?“

„Trauer iſt mir im Herzen und Trauer zeigt mein Gewand, bis der Tod des Einen gerächt iſt!“ — Da hob ſie Etzel vom Pferde.

Mit Singen und Spielen, mit Trunk und Wettkampf wurde der Brautlauf begangen. Zwei waren traurig beim Feſte, Kriemhilt und ich.

In Angſt hielt ſie meine Hände. — „Volker, mein Freund!“ — Tränen füllten ihre Augen, es brannte darin wie vergrabener Kriſtall.

Ich kniete vor ihr. — O wie habe ich Kriemhilt geliebt!

„Kann ich dies tun um Rache?“ klagte ſie. „Iſt mit Untreu Rache nicht zu ſchwer gekauft?“

„Folg deinem Herzen allein!“ — Da rief Etzel aus der Kammer.

Ich lag vor der Tür. Kann Untreu Rache erkaufen? Nimmermehr! Nimmermehr!

Der Morgen kam, der Mittag kam. Nichts regte sich in der Kammer.

Wir traten hinein, ich und die Frauen. Ein Dolch stak Etzel im Herzen. Kriemhilt lag unter ihren grauen Schleiern marmorkalt.

Die Heunen erhoben große Klage um ihren König, sie schichteten ihm den Totenbrand aus Streitwagen und Pferden. Kriemhild verbrannte lebendig mit ihm. Sie hatte mir den Dolch gegeben: „Trag ihn zu Siegfrieds Grab, leg ihn auf den Opferstein und sprich die Worte dazu: Rache ist vertan, Treue ist gewahrt!“

Volker schlug die Hände vor sein Angesicht und weinte. —

Ich bebte in meinem Herzen, denn ich dachte Kriemhilts, die in Treue bei dem Mann ausgeharrt hatte, den sie zuerst geliebt, und nicht eines andern Mannes Kuß hatte ertragen können. Fredegund sah in die Ferne.

König Guntram sprach: „Dein Fiedeln hat dich von Knechtschaft gelöst, Volker. Nun schenk ich dir als Lohn für die Kunde ein Pferd und Waffen. Geh zu den deinigen und erzähl ihnen vom Tode der Königin!“

Nur Sigibert murrte: „Was soll das Geschwätz des Lügners!“

Ich aber liebte den Jüngling, der mit seiner Königin in die Fremde gegangen war, und so viel Bitteres ertragen hatte; ich bat Chilperich und Fredegund, daß ich ihn geleiten dürfte bis an die Grenze des fränkischen Landes.

Sie gewährten es, und der König mahnte mich: „Am Tag des heiligen Dionysius wollen wir in Sessonib sein! Sorge, daß wir dich finden!“

Ich ritt mit Volker gen Osten. Der Weg führte uns durch den Wald mit dem Kloster der Radegunde und nah dem Hof meines Vaters.

Volker erzählte mir noch mancherlei von den Königen, denen er diente, von Hagen, der Siegfried getötet hatte und doch ein Mann war wie wenige, von den Heunen auch, die in Lehmhütten wohnen mit Pferd und Rind zugleich. Noch vier Tage waren bis zum Fest der Heiligen, da erreichten wir die Grenzmark.

An einem Dreiweg ruhten wir aus. Eine Straße wies zur Heimat, die andere zur Fremde, die dritte Fredegund entgegen. „Verlaß das Reich der blutigen Franken!“ sprach Volker. „Komm mit mir! Gerne wird Gunthari dich aufnehmen als seinen Mann und wird dir eine Hufe Landes geben!“

Ich sah Volker ins Auge, und es war mir vertraut, wie mir niemals ein Menschenauge vertraut gewesen. Aber Fredegund lebte in meinem Herzen. „Auch ich diene treu einer Königin!“

„Fredegund ist schön!“ sprach Volker.

Ich senkte den Blick.

„Kannst du nicht von ihr lassen?“ fragte er und hielt meine Hände zwischen seinen fest. „Wenig Glück reift dir hier, denn das Herz Fredegunds ist nicht wie Frauenherzen sind, es ist wie Blume und Gras.“

„Ich liebe sie!“

Volker schaute tief in mich ein, sein Blick war wie damals, als er gespielt hatte vor den Königen.

„Ich ſehe Gewalt und Blut.“

„Kannſt du das ſehen?“

„Flammen lodern um Fredegund. Alles verbrennt um ſie her, ſie aber blüht im Feuer.“

„Ihr Haar iſts, was du erſchauſt!“

Er hörte mich nicht, und er ſprach fort: „Ich ſehe ein Lächeln, nicht Frauenlächeln, Wolken ziehen überm Rhein. Alle Kräfte der Gewäſſer fließen ihr zu, ſie nimmt alle erdigen Gewalten ins Blut!“

„Nacht für Nacht mengt ſich Fredegund dem Gewäſſer.“

Volker ſchrak auf, er ſah mich wieder. Schweigend wandte er ſich und halfterte ſein Pferd, das in einer Wieſe gegraſt hatte. — „Geh zu ihr, ſie iſt ſtärker als du!“ — Vom Pferde noch ſchlang er ſeinen Arm um mich. „Hüte deine Seele!“

Hätte ich das Wort des Freundes gehört! Wäre ich mit Volker gegangen zu ſeinen Königen am Rhein! Ich ritt den Weg Fredegunds.

Wieder reiſte ich durch den Wald von Pektavon, wie damals, als ich von meines Vaters Hof geflohen war.

Die Sonne ſank, und ich wußte nicht, wie ich das Kloſter Radegundes finden könnte, gern hätte ich im Schutze der Heiligen geruht. Ich ſuchte lang, doch weil mein Pferd müde war, entſchirrte ich es, band es an einen Aſt und legte mich zum Schlafe.

Die Tiere des Waldes kamen und ſtellten ſich im Kreis um mein Lager, Rufe ſchwebten hin und her. Ich wußte nicht, ob ein Traum mich verwirrte, oder ob ich ins Land der dunklen Geiſter geraten war: Frauen ſaßen auf Hirſchen, wie Männer reitend, hoch die Schenkel entblößt, andere gingen

unter Bäumen in grauen Wollkleidern wie Nonnen, andere trugen Felle. Sie umringten mich, hielten mich fest.

„Was wollt Ihr?“ schrie ich. „Wer seid Ihr? Menschenfrauen oder waldige Wesen?“

Eine lachte, die nah von mir stand, eine dunkle, aber geschoren war ihr das Haupt. Sie neigte sich, schlug ohne Scheu ihr Gewand auf. „Frauen sind wir und waldige Wesen zugleich! Du sollst jetzt mein Buhle sein!“

„Zuerst ich! Dann ihr!“ — Eine Große mit mächtigem Leib warf sich nieder, zwang mich zu ihrem Willen vor allen Frauen, die lachend um uns standen. Keine Scham war in ihnen, ich aber schämte mich.

Nach der Großen kamen andere, drängten mich zur Lust, alle gierig, ohne Ermatten.

„Wer seid Ihr, Frauen im Wald?“ fragte ich atemlos, ich wußte nicht, wie mir geschah.

„Siehst du nicht, daß wir Nonnen sind! Töchter der heiligen Radegunde, die uns in ihr Kloster nahm?“

Ich erschrak und wollte aufspringen, denn mich ekelte schon das Treiben, das mir zuerst behagt hatte. „Lästert Ihr die Heilige Gottes, Ihr wilden Weiber?“

Sie lachten laut. „Ist unser Tun nicht heilig und schön? Leben wir nicht wie die Tiere des Waldes? In den Wald haben uns die Männer geschickt, Waldwesen sind wir, freundlich den Tieren, verderblich den Männern!“

Jetzt sah ich, daß sie Pfeil und Bogen trugen, daß sie Wurfspeere hatten und Schleudern. —

„Was wollt Ihr von mir?“ ſchrie ich entſetzt. „Dämonen der Hölle müßt Ihr ſein!“

„Frauen ſind wir, weich zu fühlen!“

„Nicht mehr! Laßt mich!“ — Ich wollte fliehen, mein Pferd faſſen, das ich unter Bäumen ſah. Doch mir ſauſte eine hänfene Schlinge um den Hals und riß mich zu Boden.

„Du ſollſt bei uns bleiben! Uns alle deine Kraft geben! Wir haben zu wenig Männer, wir Nonnen des Waldes!“

Sie banden mir die Arme mit Stricken feſt. Schamlos tanzend führten ſie mich unbekannte Pfade der Wildnis, Höhlen zu, wo die entlaufenen Nonnen hauſten. Eine kam uns entgegen mit wehendem, reichem Haar, eine königliche Frau, und ich erkannte ſie: Chrodielde, der ich einſt zur Flucht geholfen hatte aus dem Kloſter.

Sie beſah mich ſchweigend. Chrodielde war die erſte geweſen, andere waren ihr gefolgt, aus ihren Zellen waren ſie gebrochen, über die Mauern des Kloſters waren ſie geſtiegen zur Freiheit des Waldes. Sie hatten ſich Hirſche gezähmt, die ſie wie Pferde ritten, ſie molken Hinden, ſie ſchoſſen Urſtier und Reh.

Sie führten mich in eine Höhle, die mit trockenem Waldlaub beſtreut war, und ich ſah Männer an die Wände gebunden, bleich und ſchlotternd, Gefangene der Frauen. „Mit Wildfleiſch nähren wir ſie, daß ſie uns dienen!“ lachte die große Starke, die mich zuerſt ergriffen hatte. „Doch ſie taugen nicht mehr! Neuer Fang iſt uns not!“ — Sie ſchoben mich zu den anderen und gaben mir rohes Fleiſch vom Eber, daß ich ſtark würde für ihr Gelüſt.

Die Frauen hatten sich ein Feuer gefacht, sangen Hymnen im lustigen Chor zu einem Heiligen, den ich nicht kannte, Sankt Phallus hießen sie ihn. Sie tranken die Milch ihrer Hinden und aßen Fleisch. Eine nach der andern kam, zu prüfen, ob die gefesselten Männer ihnen taugten. Mich wollten sie, mich vor allen anderen, denn ich war neu, und sie glaubten, daß in meinen Adern Riesenkraft schwölle.

Ich wurde gezwungen, bald von der, bald von jener, zuletzt von der königlichen Chrodielde. In ihren Armen fiel ich in Schlaf. Als ich erwachte, stand mein Pferd vor mir. — „Flieh!“ sprach Chrodielde, „wenn du nicht verderben willst! Wer uns nicht mehr dient, wird den Ebern, die wir im Zwinger halten, zur Speise gegeben. Du hast mir das Tor des Waldes aufgetan, als sie mir das Haar rauben wollten, die dort hinter den Mauern!“

Ich floh. Hinter mir war das Stöhnen der Männer, die unterm Zahn hungriger Eber endeten.

Zeitig legte ich mich im Dickicht des Waldes zur Ruhe. Ich schlief lang. Als ich erwachte, sah ich vor mir eine Grube, in der vier junge Füchslein spielten. Wie Kätzchen pflegen, faßte einer den andern am Kopf, zog und zerrte und wälzte sich mit ihm, während die anderen über sie hüpften. Plötzlich bellte einer schmerzhaft, ein Dorn hatte ihn in den Hals gestochen, Blut sickerte durchs zarte Fell. Die Brüder sahen es, standen regungslos einen Augenblick lang mit offenem Rachen und lechzender Zunge. Plötzlich warfen sie sich auf ihn, gruben ihre Zähne ein, verschlangen den Winselnden

bei lebendigem Leib. Dann saßen sie gesättigt im Nest und begannen ihr Spiel mit den Knochen des Bruders.

Mir graute. Sind das nicht die Könige der Franken, die einander Geschenke geben mit teuren Eiden? Doch wenn einer ins Unglück kommt, stürzen die anderen herbei, ihn zu verschlingen.

Tiefe Traurigkeit erfüllte mein Herz an diesem Morgen, da ich die Art der Menschen im Spiel junger Füchse erkannt hatte.

9.

Als ich ins Haus des Königs kam, sah mich Fredegund an. „Wie bist du verändert, Eberulf? Du hast vom Weibe gekostet?“

Ich erschrak, denn mir schien, daß ich nicht recht getan, obgleich sie mich gezwungen hatten. — „Kannst du es sehen, Fredegund?“

Sie lachte. „Ist es nicht wahr?“

„Es ist wahr!“

„Wer ist es gewesen?“

„Ich schäme mich, es zu sagen: viele wilde Weiber haben mich ungefragt zum Diener ihrer Lust gemacht!“

Alles erzählte ich ihr, was sich im Walde von Pektavon begeben hatte. Fredegund strich mir lächelnd übers Haar. „So hast du also vom Honig gegessen, den Ihr so sehr begehrt? Nun magst du satt sein für lange!“

Ich aber sprach zu ihr: „Hungrig bin ich nach dir allein, Fredegund, wie ich seit je nach dir hungrig gewesen bin!“

„Geh nur zu den Nonnen im Wald, wenn dich

hungert! Die wissen dich wohl zu stillen!“ — In ihren Augen hatte sich ein Brennen angezündet.

Abends sah ich wieder Dracolen, den häßlichen Bruder Fredegunds, dem die schwarzen Haarbüschel über die Augen hingen; lautlos wie ein Wolf schlich er durch die Gänge, im Halbdunkel glühte sein Blick. Der König jagte diese Nacht — mein Herz zog sich in Pein zusammen.

Chilperich hatte den Hofrichter Eligius zu seinem Kanzler gemacht, denn der hatte ihm versprochen, sein Gut durch viele Steuern zu mehren. Und wirklich, kaum war er in das Siegel des Königs eingesetzt worden, da begann er sogleich, Schatzungen ergehen zu lassen.

Wer einen Weinberg besaß, der mußte von jedem Morgen Landes einen Eimer Wein ins Haus des Königs senden, wer Korn erntete, nicht weniger. Und von allem Grund sollte Jahr für Jahr Gold gezahlt werden.

Die Franken empörten sich gegen diese Befehle, und die von Lennot und Pektavon sandten Männer her, die zum König so redeten: „Unrecht ist es von dir, freien Männern eine Last auf den Nacken zu legen, als wären sie Sklaven oder gar Stiere, die ein Joch tragen müssen! Wir geben dir gern, wenn du in Bedrängnis bist, denn du bist unser König, und wir haben auch deinem Vater gegeben, so viel, daß er einen großen Schatz hat häufen können. Was ist dein Begehr? Willst du Gefäße von Silber und von Gold, daß dein Tisch stattlich sei? — Wir werden sie dir nicht weigern! Willst du von bestem Wein? — So viel sollst du haben, als du und die Deinigen zu trinken begehren! —

Willst du Gewänder für die Diener deines Hauses? — Sag es uns, wir werden sie kleiden! Brauchst du Pferde und Waffen, gegen deine Feinde gerüstet zu sein? Alles bringen wir dir mit freudigem Herzen! Aber laß uns nicht Bürden auferlegen durch einen böswilligen Mann! Wir sind frei geboren und in Freiheit wollen wir leben!“

Als Chilperich diese Reden vernommen hatte, wurde er zornig und sprach: „Zinsen nicht dem Kaiser in Byzanz seine Völker nach geschriebenen Gesetzen? Und heischt nicht der Kaiser von Rom Zoll und Zehnt? Warum wollt Ihr unbelastet sein?“ — Er befahl ihnen, heimzugehen und allen zu sagen, daß sie bereit wären für seine Sendlinge. „Gebt Ihr nicht willig, so kommt das Schwert über Euch!“

Murrend gingen sie. Aus der Stadt der Türme jedoch war mit einigen Männern unser geliebter Bischof Gregor hergekommen, und er redete so zum König: „Wenn du forderst, was Gott und dem heiligen Martin gehört, so wird der Herr schnell das Reich von dir nehmen, denn es ist sündlich, seine Scheuern mit dem Gut des Heiligen und seiner Armen zu füllen.“ — Als der König dies vernahm und der Gewalt des heiligen Martin dachte, da befahl er dem Eligius, daß alle Bürger von Turmin der Steuern enthoben sein sollten. Denn Chilperich kannte die Macht des Heiligen und hoffte, ihn für sich zu gewinnen, wenn er von seinen Untertanen die Schatzung nähme.

Aber schon nach wenig Tagen erhoben sich die in Lennot und schrien: „Haben nicht auch wir Heilige, die uns beschützen vor den Abgaben des

Königs? Warum sollen die Bürger des heiligen Martin glücklicher sein als wir?“ — Sie schlugen die Männer, die Eligius ihnen geschickt hatte und verbrannten seine Steuerrollen.

Ein Heer des Königs zog gegen die Stadt, und alle Bürger wurden auf das schwerste heimgesucht. Viele wurden gestraft und manche getötet. Sie spannten selbst Äbte und Priester auf den Bock und legten ihnen schwere Foltern auf, weil die Sendboten des Königs behaupteten, sie hätten die Steuerrollen verbrannt. Fortan mußten die in Lennot zwei Eimer Weins von jedem Morgen ihrer Gärten für den König geben und zweifach Getreide, Öl und Gold.

Späterhin sind viele aus Lennot und anderen Städten mit der ganzen Habe, die sie fortbringen konnten, aus dem Reiche Chilperichs geflohen und haben sich in den Landschaften niedergelassen, die von den Königen Sigibert und Guntram beherrscht werden. Chilperich zürnte sehr, als er es vernahm, aber er konnte sie nicht mehr zurückbringen. So verlor er Männer, die ihm Dienste hätten leisten können, durch die Böswilligkeit des Eligius und seine eigene Gier.

Der Winter war herangekommen, Audovera war mit den Söhnen vom Hofe Chilperichs vertrieben worden und lebte in einem Haus, das ihrem Vater gehört hatte, denn der König tat zu jener Zeit alles, was Fredegund wollte.

An einem Tag, als dicht die Flocken fielen, stand ein Mann vor dem Haus des Königs und sah hierher und dorthin; wir wußten nicht, was sein Begehren war. Da begann mit einemmal die

Königin zu schreien: „Ein Gote ist dieser Mensch, Brunichild hat ihn ausgeschickt, mich und den Sohn des Königs, den ich gebären soll, zu töten!“ — Sie sandte Leute vors Tor und ließ ihn binden; der Mensch gab sich für einen verirrten Franken vom austrischen Grenzland und bat, daß er in den Dienst Chilperichs aufgenommen würde. Seine Rede war nicht die Rede der Leute um uns her, Fredegund schrie immer wieder in großer Aufregung, daß er ein gedungener Mörder sei, und sie befahl, daß man ihn auf die Folter legte. Sie zogen ihm die Kleider ab und fanden ein großes Messer bei ihm.

Der Mann wurde gefoltert und bekannte, daß er ein Gote sei, Traguila heiße und mit der Königin Brunichild vom Hofe ihres Vaters gekommen wäre. „Nun seht Ihr es alle!“ schrie Fredegund. „Brecht ihm Arme und Beine!“

Dracolen erhob ein schweres Eisenstück und schlug auf die Beine des Mannes, bis ihm die Knochen brachen. Dazu glommen seine Augen in boshafter Freude.

Der Mensch krümmte sich und bekannte, daß er von Brunichild ausgeschickt worden war, Fredegund zu töten. Sogleich wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Fredegund aber bat Chilperich unter aufquellenden Tränen, daß er sie vor ihren Feinden schützte. Niemals sonst habe ich Fredegund weinen gesehen, weder vorher noch später, und ich wundere mich noch jetzt, daß diese starke Frau Tränen vergießen konnte wie ein Kind.

Einmal ging Merovech, der älteste Sohn Chilperichs, nah unserem Hause vorüber. Fredegund

ſah ihn und wurde bleich. — „Dieſer Jüngling wagt es, die Locken der Könige zu tragen! Beſſer taugte ihm, er ſchöre ſich für ein Kloſter!“ — So ſprach ſie zu mir.

Ich ſah Fredegund ins Auge, und ich erkannte, daß ſie nicht zur Ruh kommen würde, ehe die Söhne Audoveras ihre Locken gelaſſen hätten und vielleicht ihr Haupt dazu. Wieder erſchrak ich vor der Gewalt, die in dieſer Frau lebendig war.

10.

An einem Morgen kam Avitus, der Beichtpfaff im Kloſter der heiligen Radegunde, zum König. Er war ſchwach von Froſt und er erzählte mit Schaudern, welch arge Dinge ſich im Walde von Pektavon begeben hatten. Aus zwei Klöſtern waren die Nonnen entlaufen und hatten ſich in der Wildnis verſammelt, angeführt von Chrodielde. Allem Gehorſam und jedem Gelübde hatten ſie aufgeſagt, waren den Tieren des Waldes gleich geworden und hatten um ſich eine Schar von Männern, mit denen ſie in Vermiſchung lebten und die ihnen gefügig ſein mußten zu jedem übeln Werk. Unmöglich war es, dieſer verlorenen Gottestöchter Herr zu werden; ſchickte man Bewaffnete, ſie zu zähmen, ſo kamen ſie nicht wieder, verlockt von den teufliſchen Frauen.

Nun war die Heilige geſtorben, und ſogleich brach im Kloſter ſelbſt ein wildes Weſen aus. An jedem Tag entſprang eine der Frauen. Durchaus wollten ſie nicht der neuen Äbtiſſin Leudovera Gehorſam tun, die doch von den Biſchöfen eingeſetzt und geweiht worden war, und an der kein Makel haftete.

Als die kalten Tage des Winters hereinbrachen, konnten die Frauen nicht mehr in ihren Höhlen leben und näherten sich, von Chrodielde angeführt, dem Kloster. Sie umstellten das Haus in einer stürmischen Nacht, und die Schar von Mördern, Giftmischern, Ehebrechern, Landläufern und sonstigen schändlichen Menschen, die Chrodielde um sich gesammelt hatte, zerschlug das Tor.

Avitus klagte laut: „Seit den ersten Tagen der Welt war so Schreckliches nicht gesehen worden! Schandtat folgt auf Schandtat, ein Verbrechen wird über das andere getürmt, und alles dies von Frauen, die sich Gott geweiht haben! Leudovera, unsere edle Äbtissin, eilte in die Kirche und warf sich vor der Reliquie des heiligen Kreuzes nieder. Ihr wißt ja, daß König Sigibert in Liebe und Verehrung Radegundes nach dem Osten gesandt hatte, um dort ein Stück Holz vom Kreuze des Herrn und Reliquien der Apostel und der Märterer zu holen. Ich bin selbst hinter dem Schrein gegangen, als er beim Duft des Weihrauchs, im Glanz vieler Kerzen, unterm Gesang der Psalmen ins Kloster gebracht wurde. Die Lampe, die vor diesen Heiligtümern angezündet war, floß wunderbarer Weise beständig über, so reich war sie mit Öl versehen ohne menschliches Zutun.

Leudovera warf sich vor diesem Schrein in die Knie und flehte, daß ihr Kloster vom Ansturm des Bösen errettet werde. Aber die Männer, die Chrodielde blindlings folgten, und die Nonnen alle, schrecklich verwandelt, manche in Wolfsfellen und wie Tiere anzuschauen, suchten überall nach der Äbtissin. Sie fanden Leudovera über den Schrein

hingeſtreckt, inbrünſtig die Hände gefaltet. Doch in den Schändlichen war nicht Ehrfurcht Gottes noch der Menſchen, ſie erſtachen Leudovera, daß ihr Blut über die Splitter des heiligen Kreuzes rann."

Avitus mußte abſetzen, er vermochte nicht weiter zu reden. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wir liefen herbei, in der Finſternis ſchlugen die Böſewichter mit Waffen um ſich, viele der treugebliebenen Frauen wurden verwundet, anderen riſſen ſie Stücke aus den Kleidern. Sie brachten eine Kufe mit Pech und ſteckten ſie in Brand. Beim gelben Schein rafften ſie vieles Gut zuſammen und wollten anzünden, was ſie nicht fortſchleppen konnten; aber Chrodielde befahl ihnen, nichts zu zerſtören, und ſie haben ſich ihr ohne ein Wort gefügt. Chrodielde trieb die wenigen Nonnen, die ſich um die tote Äbtiſſin geſchart hatten, in die Nacht hinaus, gemeinſam mit mir flohen ſie durch den eisbedeckten Wald. Einige ſtarben am Weg, nur drei ſind mit mir unter großer Mühſeligkeit bis in dein Haus gekommen. Und nun flehen wir dich um Beiſtand an, König Chilperich!"

Der König fragte: „Was will Chrodielde? Was ſucht ſie in Eurem Kloſter?"

„Laß es mich nicht ausſprechen! Die Wohnung des Herrn haben ſie zu einem Ort aller böſen Gelüſte gemacht! Der Schrein der Heiligtümer iſt ein Bett der Unzucht geworden, ſchamlos paaren ſie ſich in der Kirche, gebären Kinder wie die Tiere des Waldes, unverhohlen, vor aller Angeſicht! Chrodielde wohnt in der Kammer Radegundes und feiert die Meſſe des Teufels mit den Böſewichtern, die ihr gefolgt ſind!"

Avitus weinte. „Das Haus der Heiligen ist besudelt! Die früher Jungfrauen gewesen sind in der keuschen Liebe des Herrn, haben sich zu Buhlmetzen gemacht!“

„Geh in mein Haus“, sagte der König, „und ruh mit den Wenigen, die dir geblieben sind! Ich will mich bedenken, wie diesem Treiben ein Ende gemacht werde. Der Chrodielde aber, die unserem Wort ungehorsam gewesen ist, werden wir Nase und Ohren abschneiden, daß kein Mann mehr ihrer begehre!“

Avitus ging vom König, Fredegund lächelte hinter ihm, Chilperich lachte laut. Ich wußte, daß er keinen Mann senden würde gegen die wilden Frauen des Waldes. Denn niemals hat Chilperich das Wort des Herrn und die Gebote der Kirche geachtet; nur den Schutz mächtiger Heiliger wollte er für sich gewinnen.

11.

Am Osterfest empfing Fredegund vom Bischof Sidonius in der Beichte Vergebung ihrer Sünden und gebar bald darauf einen Sohn.

In derselben Nacht wurde ein Zeichen gesehen. Um die dritte Stunde nämlich, kurz nachdem die Königin geboren hatte, stellten sich viele große und glühende Sterne hintereinander, am Himmel erschien ein geschwungenes Schwert, das seine Spitze gegen das Haus des Königs gewendet hielt. Späterhin erzählten die Leute, daß unser heiliger Bischof Gregor in Turmin aus dem Grund seines Herzens aufseufzte, als er das Schwert am Himmel sah — denn man konnte es weit übers Land sehen,

nicht nur in unſerer Stadt — und er ſprach: „Das Schwert des göttlichen Zornes iſt über dem Hauſe Chilperichs geſchwungen! Wehe ihm und wehe uns allen, daß ſolche Zeichen geſchehen!“ — Als Gregor am Morgen des Oſtertages das geweihte Brot brach, in der Feier der Auferſtehung, da floß warmes Blut aus der Hoſtie. Die Menſchen, die es ſahen, ſchrien laut, warfen ſich aufs Angeſicht und gelobten, Buße zu tun.

Auf ſchreckliche Weiſe iſt in Erfüllung gegangen, was Gregor verkündet hat, denn eine Seuche kam alsbald ins Land, und der neugeborne Sohn des Königs iſt ihr erlegen, wie ich ſogleich berichten will.

Im Hauſe des Königs war in jener Nacht großer Jubel. Keiner ſorgte ſich des feurigen Zeichens, Chilperich ſaß im Kreis der Freunde und trank. Er beſchenkte jeden, der in ſeinem Hauſe war, niemals habe ich ihn ſo fröhlich geſehen. Er verſprach Fredegund, daß ihr die Stadt Paris zu eigen ſein ſollte, und, halb trunken, ſchwor er, auch die Teile der Brüder zu gewinnen für ſie.

Die Königin weilte fortan ſtets bei ihrem Kind, denn ſie fürchtete um ſein Leben. — „Audovera will meinen Sohn töten!“ vertraute ſie mir. „Aber es ſoll ihr nicht gelingen!“ — Sie zeigte mir ein langes, ſchmales Meſſer, das unter der Wiege verborgen lag.

„Ich werde über dich und deinen Sohn wachen!“ ſagte ich, und ſie reichte mir ihre Hand, daß ich ſie küßte.

Am andern Morgen redete Fredegund in großer Aufregung zum König und klagte ihm, daß ihr beſter Knecht geſchlagen worden war von Mero-

vech, dem Sohne der Audovera. — „Merovech haßt mich! Nur mich will er treffen, wenn er meinen Diener kränkt!“

„Welchen Diener hat er geſchlagen?“ fragte der König.

Sie nannte den Hukbert, einen Knecht im Stalle, deſſen ſie niemals geachtet hatte.

„Ich will ihm ein Silberſtück ſchenken zur Sühne!“

Aber Fredegund rief: „Nimmermehr! Strafen ſollſt du den Jüngling, der ſich an den Meinigen zu vergreifen wagt!“ Da verſprach ihr der König, daß er Merovech ſtrafen wollte.

Das Land Chilperichs wurde von dem feurigen Schwert des Himmels getroffen, eine Seuche kam, wer von ihr befallen wurde, dem ſank unter Schmerzen der Kopf, er konnte nicht mehr aufrechtſtehen und krümmte ſich ſchreiend auf dem Erdboden. Anderen wiederum verſteinte das Rückgrat, ſie lagen mit ſtarren Augen und jammerten, daß ihnen glühende Nägel in den Kopf geſchlagen würden. Niemand wußte ein Mittel gegen dieſe Krankheit, die Heiligen hörten nicht das Flehen der Menſchen, und auch die Hexenweiber vermochten mit ihren Künſten nur wenige zu erretten. Die Kinder vor allem ſtarben dahin wie Apfelblüten, über die ein ſpäter Frühlingsfroſt fällt. Chlodovech, der jüngere Sohn, den König Chilperich von der Audovera hatte, wurde krank, aber er genas wieder, und gleich darauf faßte die Seuche den Sohn Fredegunds, den ſie Dagobert nannten, obgleich er aus dem Waſſer und dem Heiligen Geiſt noch nicht wiedergeboren war. Fredegund ſah das Kind in

seiner Todesnot, und ihr Schmerz war so gewaltig, daß sie weder Nahrung noch Trunk annahm. Sie sprach zum König: „Schon lange sündigen wir, und jetzt werden wir gestraft, da unser Kind auf den Tod liegt! Wir häufen Schätze, und der uns beerben soll, wird uns genommen! Unsere Kammern sind gefüllt mit Gold und Edelsteinen, mit Geschmeide und sonstigem Prunk! Für wen sammeln wir, wenn unser Sohn dahingeht? Komm, laß uns Gelübde tun! Laß uns die ungerechten Steuern aufheben! Begnügen wir uns mit dem, was uns zugeteilt wurde!“

So klagte die Königin in ihrem Schmerz; sie befahl, daß die Steuerrollen herbeigebracht werden, die von Eligius über die Städte ausgeschrieben worden waren, und warf sie mit eigenen Händen ins Feuer. Sie kehrte sich zum König. „Was zögerst du noch? Tu, was ich tue, daß vielleicht der Herr mit uns Erbarmen habe, wie wir Erbarmen haben mit den Bürgern!“ — Da wurde Chilperich gerührt und warf alle Steuerrollen in die Flammen. Als sie verbrannt waren, schickte er Leute ab, daß sie der Schatzung Einhalt täten.

Fredegund rief den Bischof Sidonius herbei und flehte ihn an, daß er alle Heiligen bewegte, ein Wunder zu bewirken für ihr Kind.

Sidonius sprach: „Wir wollen das Volk in sieben Teile scheiden und sie mögen zu Gott beten, jeder Teil drei Stunden lang, und nicht ablassen, bis dein Sohn genest!“

„Tu es!“ bat Fredegund. „Tu es! Vielleicht daß durch so vieler Menschen Kraft mein Kind dem Tod entrissen werde!“

Der Biſchof rief alle Menſchen der Stadt zuſammen und befahl ihnen eine ſiebenfältige Litanei. Im erſten Chor beteten alle Geiſtlichen, im zweiten die Äbte mit ihren Mönchen, im dritten die Äbtinnen mit ihren Jungfrauen, im vierten alle Knaben und alle Mädchen, im fünften alle Männer, im ſechſten alle Witwen und im ſiebenten alle verheirateten Frauen. Sie beteten nach dem Wort des Sidonius einen Tag und eine Nacht lang und riefen zu den Heiligen ohne Unterlaß für Fredegunds Sohn. Aber ſie vermochten nichts über den Willen der Heiligen.

Fredegund ließ ihr Kind im Bad der Taufe von ſeinen Sünden reinwaſchen und trug es in die Kirche der heiligen Bekenner Criſpinus und Criſpinianus. Sie ſetzte es auf das Grab des Herrn Criſpinus und tat viele Gelübde für ſein Heil. „Hilf ihm doch!“ ſprach ſie zu Marileif, dem Arzt des Königs. — Aber Marileif ſagte, daß ihm keine Macht gegeben war über dieſe ſchreckliche Seuche.

Fredegund ſah mit böſen Blicken auf ihn. „Hilf meinem Kind, daß du dir ſelber helfeſt! Und wehe dir, wenn du es nicht vermagſt!“

Der Arzt ſtand ſchweigend neben dem Knaben. Die Kirche war mit Prieſtern und mit Mönchen angefüllt, ſie beteten ohne Unterlaß für die Rettung des Königsſohnes. Fredegund erhob das Kind und legte es auf das Grab des Herrn Criſpinianus mit großen Schwüren. Aber um Mitternacht wurde ſein Atem ſchwach und es verſchied.

Fredegund ſpie auf den Altar und warf ſich heulend zu Boden. Als ſie den Marileif erſah, rief ſie, er müßte ſterben, ſie hätte ſein Leben an das

Leben des Kindes gebunden mit einem Schwur. Der König widerſtrebte, denn er hatte große Liebe zu ſeinem Arzt, aber dann tat er, was Fredegund begehrte, und ließ den Marileif richten. Die Königin ſprach zu dem Sterbenden: „Das iſt die Rache meines Sohnes Dagobert!“

Sie begruben das Kind ſogleich in der Kirche der heiligen Bekenner.

Am anderen Morgen erſchien plötzlich der Römer Fortunatus, der beim Hochzeitsmahl Fredegunds ſo viel geſprochen hatte. Er trug einen langen ſchwarzen Mantel, mit weißen Streifchen beſetzt, und legte ihn wie ein Tuch vor ſein Geſicht. — „Dies iſt das Zeichen meiner tiefen Trauer!“ ſprach er beim Eintreten. „Die Toga des Unheils!“ Er neigte ſich vor Fredegund. „Wie ſollte man Worte finden dieſem Schmerz! O Klage, o große Klage bei Göttern und Menſchen um den Sohn des Sicambers, der nach kurzem Leben hinfahren mußte zum Hades! Wenig große Taten waren ihm zugeteilt im Ratſchluß der Götter, ihm, dem Sohne des herrlichen Chilperich und der edlen Fredegund, auf den die Völker blickten wie auf den zukünftigen Helden!“

Bis hierher war der Menſch mit ſeinen Reden gekommen. Fredegund ſtarrte auf ihn, denn ſie wußte nicht, was er von ihr begehrte. Nun aber trat ſie wild den Boden und winkte mir: „Die Hunde auf ihn!“

Erfreut jagte ich ihn mit der Peitſche vom Hof, die Hunde riſſen ihm ein paar Fetzen aus ſeinem ſchwarzen Gewand. Er winſelte und ſchrie: „Barbaren! Barbaren! Unwert des göttlichen Troſtes der Rede!“

Der böse Dracolen muß es gewesen sein, der Fredegund erzählte, ihr Dagobert wäre durch Zauberei gestorben, denn das Leben Chlodovechs, des Sohnes der Audovera, sei auf teuflische Art durch das Leben ihres eigenen Kindes erkauft worden. Eine der Dienerinnen sagte, daß Hexenweiber bei Audovera gewesen wären und sich gerühmt hätten: „Wir kennen wohl eine Wurzel, die gegen diese Krankheit nützlich ist, wer sie auf die rechte Art zu brauchen weiß, dem wird geholfen, und sei auch schon alle Hoffnung dahin. Aber du mußt uns Macht über ein anderes Leben einräumen, daß dein Sohn gerettet werde!“

Als Fredegund dies hörte, kam so arge Verzweiflung über sie, daß kein Mensch ihr nah zu kommen wagte, selbst der König nicht. Sie ging mit starren Augen herum und blickte durch die Menschen wie durch Glas. Wer ihr begegnete, klammerte sich an einen Pfosten, um nicht niederzusinken. Auch ich sah Fredegund, aber sie war mir wie eine Fremde, und ich glaube, daß sie mir ein Messer ins Herz gestoßen hätte beim ersten Wort.

Sie aß nicht und kauerte die Nächte mit hängendem Haar auf ihrem Lager. Dann rief sie Dracolen und befahl ihm, nach den Weibern zu forschen, die auf teuflische Art den Sohn der Audovera gerettet hatten, ihr Kind aber zu Tode gebracht. Dracolen fand sie, und Fredegund ließ mehrere von ihnen entkleiden und mit den Händen an einen Balken binden, daß sie herabhingen wie gefangene Vögel. Zuerst schrien sie nur, doch als Dracolen immer schwerere Gewichte an ihre Fußknöchel hängte, da baten sie um Lösung, sie wollten die Wahrheit

bekennen. Auf ſolche Art erfuhr Fredegund, daß ſie Zauberinnen waren und daß ſie Dagobert geopfert hatten, um Chlodovech am Leben zu erhalten. „Denn Chlodovech iſt der ältergeborene Sohn des Königs!“ ſagte die eine.

Fredegund eilte zu Chilperich, weckte ihn und erzählte ihm alles, was ſie von dieſen Frauen vernommen hatte. — „Sieh! Audovera hat unſeren Sohn getötet! Nun will ich ihr Gleiches tun! Du ſollſt den Chlodovech, den ſie deinen Sohn heißen, zu Tode ſenden, weil er ſich vom Leben unſeres Kindes nährt!“

Der König erwiderte ihr: „Bevor ich alles dies nicht ſelbſt geſehen und gehört habe, ſcheint es mir Lüge zu ſein!“

Da ſchrie Fredegund: „So glaubſt du mir nicht? Willſt du mich töten, wie unſer Sohn getötet worden iſt von jenen?“

„Ich glaube nicht, was dieſe Weiber erzählt haben!“

„Dann will ich Dracolen rufen, daß er für mich zeuge!“

Doch der König haßte den Dracolen und wollte nicht, daß er vor ſeinen Augen ſei. Fredegund führte ihn nun dorthin, wo die Weiber gefeſſelt waren, und ſie bekannten, als ihnen der König ihr Leben zugeſagt hatte, daß ſie um die Heilung des Chlodovech wußten: einen Napf Blutes hatten ſie von dem jungen Dagobert genommen und ihn dem Chlodovech gebracht, der ſchon am Sterben war. Dem Kind aber hatten ſie mit dem Blute Chlodovechs über die Augen geſtrichen. So hatten ſie das Leben miteinander getauſcht, Chlodovech

war vom Krankenlager auferſtanden, Dagobert jedoch mußte ſterben.

„Hörſt du es! Hörſt du es!“ ſchrie Fredegund. Der König ſandte auch ſogleich Männer aus, um den Chlodovech, der noch ein Knabe war, zu fahen. Einer kam, der hatte erlauſcht, was Chlodovech zu ſeiner Mutter geſprochen hatte: „Nun iſt der Sohn der Magd Fredegund geſtorben, und das Reich wird deinen beiden Söhnen gehören! Freue dich, Mutter, dann wirſt du wieder in Ehren ſein! Der König lebt wohl nicht lange!“

Dies vernahm der König. Und obwohl Chlodovech ſchwor, er hätte niemals ſolche Worte geſprochen, ließ ihn Chilperich doch in einen Keller ſperren. Bei Nacht ſchickte mich Fredegund hinab, daß ich den Knaben tötete. Man fand ihn mit einem Dolch im Herzen.

Die Wärter kamen zum König und meldeten ihm, Chlodovech hätte ſich mit eigenen Händen gerichtet. Noch ſtäke der Dolch in der Wunde.

Ich weiß nicht, ob es der König geglaubt hat; aber ich ſah an ſeiner Miene, daß ihm der Tod des jungen Chlodovech Schmerz bereitete, denn nun hatte er auch noch den Chlodovech verloren, nicht nur den Sohn Fredegunds.

Die Königin aber wollte nicht zur Ruhe kommen. — „Audovera hat all mein Unglück verſchuldet!“ ſprach ſie zu mir. „Geh hin und erwürge ſie!“

„Fredegund!“ bat ich. „Fordere dies nicht! Geſtern iſt ihr junger Sohn geſtorben und nun ſollte ſie ſelbſt das Leben laſſen!“

„Schweig mit ſolchen Reden!“ rief Fredegund

in Zorn. „Bist du mein Freund oder der Freund Audoveras?“

„Du weißt, daß ich dein Freund und dein Diener bin! Aber solches kann ich nicht tun!“

„Dann geh von mir!“ — Sie wandte sich. „Du hast wohl schon vergessen, daß mich Audovera ermorden wollte im Hause deines Vaters durch dich?“

„Ich habe es nicht vergessen!“

Ich versteckte mich im Hofe der Audovera, wartete bis die Nacht gekommen war, und tötete sie, wie ich ihren Sohn getötet hatte. So trat ich in den Weg der Sünde ein, um Fredegunds willen.

Fredegund aber nahm alles Gut Audoveras in Besitz und hielt sich nun an ihrer Feindin gerächt. Wir trugen den Schatz ihres kleinen Sohnes Dagobert zusammen und verbrannten seine Kleider und seine Schmucksachen, das Gold und das Silber jedoch ließ Fredegund einschmelzen, damit nichts bliebe und ihren Sohn bände.

Merovech, Audoveras ältester Sohn, floh zu König Sigibert und zu Brunichild, die ihn, so sagte man, freundlich in ihrem Haus empfingen.

12.

An einem Morgen, ganz zeitig, sah ich, wie Fredegund barfuß aus dem Hause trat, allein, nur von ihrer Katze begleitet. In der kalten Frühluft suchte sie die Felder. Ich folgte ihr, denn ich fürchtete die Knechte Brunichilds, und wollte wachsam sein über Fredegunds Leben. Sie ging mit hängenden Armen, fand mit geschlossenen Augen den Weg. Als sie inmitten der Ähren stand,

löſte ſich ihr Leib wie in einer Erſchlaffung, ſank der Erde zu, in die gelben Halme. Korn war um ſie herum geſtellt, Mohn wehte ihr ſeine Blütenblätter übers Gewand, ihrem Haupt neigten ſich tiefblaue Raden. Fredegund lag ohne Regung, eingewurzelt in Erde und Feld, allen Gewächſen verſtrickt mit langſam tiefem Atmen. Ich wußte nicht, ob ſie ſchlief, ob ſie noch lebendig war, oder ob ſie ſich der Erde übergeben hatte wie einem Grab. Und doch war mir nicht bange um Fredegund. Ihr Haar wob ſich ins Kraut des Feldes ein, wehte mit Gräſern im Morgenwind, war Riſpe und Halm. Ihre Hände, ihre bloßen Füße lagen umſponnen unterm Grün, waren aus dem Acker geſtiegen, den hellen Ähren gleich. Die Wildkatze hatte ſich eng ihrem Leibe geſchmiegt wie ein Stück ihrer ſelbſt, ein Atmen nur zog durch die ruhenden Weſen.

Jetzt ſprühte die Sonne ihr erſtes Licht, warm träufelte es in die Ähren, träufelte über Fredegund. Ihr Atem ging tiefer, hoch ſtieg ihr Leib, wie vom Winde gewellt, ſank in atmendem Gleichmaß. Ihr Geſicht flammte rötlich, Sonne übergoß ihren Schlaf. Die Hände ſtiegen langſam vom Erdboden wie reifende Früchte, golden wogte das Haar, überſtreut von Blüten. Ich wußte nicht, wie es geſchah: Fredegund ſtand in den Ähren, eingewurzelt dem Feld, umfloſſen von Gräſern und wehendem Haar. Ein Baum war ſie im Gefild, eine Ebereſche, die ihre roten Früchte dem Morgenwind ſchenkt. Lange, lange ſtand ſie ohne Regung, Windatem der Fluren wiegte ihren Leib. Eine Lerche flog ſingend her, ſaß auf ihrem Scheitel im Morgenlicht.

In kleinen Rucken ſank der Schlaf, die Arme löſten ſich vom Leib, ſtiegen auf, breiteten ſich über die Felder. Fredegund tat einen Schritt, ſchwankte, aber ſchon gingen ihre Augen auf, ſie blickte in die Sonne, lang, lang, ohne ein Zucken der Lider. Breit in die geöffneten Arme quoll Luft und Gefild, ſtrömte rauſchende Kraft. Wurzeln wuchſen ihr zu. Fredegund ſchritt langſam den Menſchen entgegen.

An dem Tag beſtieg ſie ihren Schimmel, als der König jagte, ſchoß jauchzend Adler und Hirſch, rief die Wildkatze, die in der Schar der Rüden gefolgt war und das Blut eines verendenden Ebers leckte.

13.

Es verdroß den König, daß er keinen Sohn hatte als nur den Merovech, deſſen Mutter er von ſich getrieben hatte um Fredegunds willen, während ſeinem Bruder Sigibert ein junger Sohn heranwuchs. — „Wenn mich ein Speerwurf tötet," ſagte Chilperich einmal, „ſo werden Sigibert und Guntram mein Reich an ſich bringen, und da Guntram kinderlos iſt, kann es geſchehen, daß Childebert, Sigiberts Sohn, über alle Franken zu ſitzen kommt, daß er herrſcht wie mein Großvater Chlodovech geherrſcht hat und mein Vater Chlothar."

Der König ſah düſter vor ſich hin, während er ſo ſprach, und ich glaube, daß er nicht ſo ſehr einen vorzeitigen Tod fürchtete, als daß Sigiberts Sohn ſein Erbe ſein könnte.

Eligius, den der König zum Kanzler eingeſetzt

hatte, erwiderte ihm auf dieſe Reden: „Dein Bruder Sigibert hat eines großen Königs Tochter zur Frau, dies mehrt ſein Anſehen vor den Menſchen und das Anſehen Childeberts, den ſie als den Erben der Könige der Franken gleichwie der Goten ehren. Brunichild hat auch deinem Bruder ſechzig Maultiere, hoch beladen mit Schätzen, ins Haus gebracht.“

Der König ſchwieg.

Eligius ſagte: „Noch eine zweite Tochter hat König Athanagild. Sie heißt Galſwinth, und man erzählt, daß ſie lieblicher von Angeſicht ſei und noch größer von Geſtalt als Brunichild ihre Schweſter.“

„Ich habe Fredegund zum Weib“, erwiderte der König.

„Haben nicht andere Könige zwei Frauen und mehr?“

Chilperich gab keine Antwort auf dieſe Reden. Bald ritt er mit einigen ſeiner Leute zum Herzog Rantgar nach Medik, um ſich dort mit der Wolfsjagd zu vergnügen.

Wir waren daheim geblieben, und wir erfuhren, daß der König den Arnegiſil und den Ramnulf ins Land der Goten geſandt hatte und Athanagild fragte, ob er ihm ſeine Tochter Galſwinth zum Weib geben wollte. Dies war durch den Eligius geſchehen, der Fredegund nicht wohlgeſinnt war und habgierig über dem Gut des Königs ſaß, als ob es ſein eigen wäre; ihm hatte ich die Schlüſſel zum Schatzhaus übergeben müſſen.

Fredegund ging nach ihrer Gewohnheit lange ſchweigend umher, aber dann reckte ſie ſich und

ſprach: „Nun habe ich mit den beiden Gotentöchtern zu ringen! Sie werden mich töten wollen — aber niemand weiß, wie es endet!“

König Athanagild erwiderte den Geſandten Chilperichs ſo: „Ich will die Galſwinth mit einem Schatz ausſtatten, der meiner Tochter würdig iſt, zweifach ſo reich wie der Schatz, den Brunichild empfangen hat, denn Galſwinth iſt die Ältere. Aber Chilperich möge ſeine anderen Weiber fortſchicken und ſie niemals wiederſehen! Denn zu ſtolz wäre Galſwinth, um neben anderen Frauen zu leben, deren eine, ſo erzählt man, eine leibeigene Magd geweſen iſt!“

Dies wurde uns hinterbracht. Der König blieb in Medik und ſandte den Eligius her, Fredegund ſollte ſich bereit halten, von ſeinem Hof zu gehen. Niemals würde ſie Mangel leiden, aber da ihr Kind geſtorben war, wollte er die Tochter des Gotenkönigs zur Frau nehmen.

Fredegund gab dem Eligius keine Antwort. Als er gegangen war, rief ſie mich, rief Rothad, ihren Bruder Dracolen und Landerich. Bleich ſtand ſie vor uns Männern. „So ſchickt mich der König aus ſeinem Haus! Und die Gotin wird mich töten!“

Rothad warf ſich nieder. — „Befiehl, was ich tun ſoll! Muß der König ſterben?“

„Was meint Ihr?“ fragte uns Fredegund. „Beſteh ich den Kampf mit der Gotin?“

Wir ſahen Fredegund und wir beugten uns vor ihr. — „Du allein biſt Königin!“ ſprach Landerich. — Ich erſchauerte. „Jede Frau muß dir

weichen!“ — Dracolen ballte die Fäuſte und Rothad ſchrie: „Befiehl! Befiehl!“

„Ich bleibe hier!“ ſprach Fredegund. „In die fernſte Kammer will ich gehen und warten, was der König beſchließt!“ — Ich ſagte es dem Eligius und er kehrte zu Chilperich.

Als der König wiederkam, hielt ſich Fredegund verborgen. Er rief ſie nicht, doch ich glaube, daß er ihrer mehr dachte als der Fremden, die kommen ſollte.

Chilperich ſchwor angeſichts der Diener Athanagilds auf die Käſtchen mit den Reliquien des heiligen Medardus und des heiligen Diotherius, daß er Fredegund verſtoßen wollte für immer, und daß Galſwinth ſeine einzige Frau und die Königin der Franken wäre bis an ſeinen Tod. Ich aber hatte in der Nacht vorher die Schreine geöffnet und die Überreſte der Heiligen herausgenommen; über Hundeknochen ſchwor der König und wußte es nicht. Wenn es ihn einſt gereut, dachte ich, ſoll er die Wahrheit wiſſen!

Arnegiſil, Ramnulf und die Diener des Gotenkönigs wurden abermals übers Gebirge geſandt. Sie brachten Athanagild die Schwüre Chilperichs und ſie boten ihm einen goldenen Schilling und einen eiſernen Heller als Angeld reicher Morgengabe. Athanagild nahm die Münzen und ſprach: „Wartet noch, bald ſollt Ihr Antwort wiſſen!“ — Denn Galſwinth ſaß beſtändig in ihrer Kammer mit Goeſwinth der Königin und weinte. Es mag wohl ſein, daß böſe Träume oder weisſagende Frauen ſie gewarnt hatten, ins Frankenreich zu kommen; wenig Glück hat ihr ja die Fahrt beſchert.

Galswinth konnte sich nicht von der Mutter lösen. Sie bat Arnegisil und Ramnulf, die gekommen waren, sie als Königin der Franken zu grüßen, daß ihr noch ein Tag gewährt sei.

Die Männer gingen und kamen wieder. — „Noch einen Tag!“ bat Galswinth unter Tränen.

Am andern Morgen befahl der König, daß die Reise begänne.

Galswinth stieg in den Wagen, aber die Mutter ließ sie nicht und saß bei ihr. Keinem sichtbar waren die beiden, als sie mit einem großen Gefolge aus der Heimat zogen. Athanagild hatte sein Versprechen wahr gemacht, viele Karren und viele Tiere waren mit Reichtümern beladen. Der Zug näherte sich langsam dem Gebirge; nur wenige Stunden hatte die Mutter mit Galswinth reisen wollen, aber sie fuhr weiter, Tag für Tag. Jeden Morgen sagte sie den Männern: „Bis heute Abend noch!“ — Und am Abend blieb sie bei ihrem Kinde. Erst als die Pfade des pyrenäischen Gebirges steil und felsig wurden, kehrte sie heim, gedrängt von den Goten. — „Sei behütet im fremden Land!“ sprach sie beim Abschied — und verstummte weinend.

So reiste die Königstochter mit Goten und Franken, bis sie nach Sessonib kamen, an den Hof Chilperichs. Galswinth war groß und stark, aber nicht schön von Angesicht und hatte, so schien mir, ein strenges Wesen.

Bischof Gregor war von Turmin hergekommen und belehrte sie im wahren Glauben, denn Galswinth war der arianischen Ketzerei zugetan. Sie erkannte die Heilige Dreifaltigkeit, und daß der

Sohn dem Vater gleich ist und der Heilige Geist beiden, alle drei nur in der Einheit des göttlichen Wesens existierend; sie wurde mit dem Chrisma gesalbt.

Fredegund und die ihr treu waren, saßen hinter verschlossenen Türen, als das Fest begangen wurde. Ich hatte dem König gesagt, daß ich keiner Frau dienen wollte als Fredegund allein, er setzte Waldin, den Hofmeier des verstorbenen Charibert, über Keller und Haus.

Chilperich wollte, daß bei seinem Hochzeitsfest alles so prunkend wäre wie bei dem Hochzeitsfest des Sigibert und der Brunichild. Herzoge und Grafen hatten sich um die neue Königin geschart, zückten ihre Schwerter und schworen ihr Treue. Galswinth gab jedem ein Geschenk, und doch konnte man nicht sehen, daß ihr Schatz geringer würde, so viel hatte sie mit sich gebracht.

Wiederum war jener Römer herbeigekommen, der schon bei der Trauung des Königs mit Fredegund allerlei erzählt hatte, das, so erkannte ich später, erfunden war. Nun redete er in großer Eilfertigkeit und behauptete, daß Galswinth, die in Wahrheit noch keinem Mann gefallen hatte, leuchtender an Schönheit wäre als die Sonne, und daß es unter den Frauen des Meeres keine gäbe, die sich ihr vergleichen ließe. Er log auch, daß alle Lilien Spaniens und des Frankenreiches ihre weiße Farbe gegeben hatten, um Galswinths Stirne zu zieren, und alle Rosen ihren Schmelz für Wangen und Mund. Endlich sagte er, daß das Reich der Goten einen neuen Edelstein hervorgebracht hätte, gegen den alle anderen erbleichen müßten, und dieser Edelstein wäre Galswinth.

Ich wunderte mich sehr, daß der König den Fortunatus nicht aus dem Saal treiben ließ, aber er gab ihm wiederum einen goldenen Ring, wie damals beim Hochzeitsfest. Mich verdroß alles dies, und ich sagte zu Fredegund: „Zuerst hat er dich gerühmt und jetzt rühmt er Galswinth! Und doch muß jeder die Lügen erkennen, die er ausspricht! Ich will ihn peitschen, wenn ich seiner habhaft werde!“

Doch Fredegund zuckte in Verachtung die Schultern. „Was kümmern mich seine Reden!“

Bischof Gregor flehte beim Hochzeitsmahl, daß das Reich des ewigen Friedens anbrechen möge, da sich Franken und Goten herrlich verbänden an diesem Tag. „Aller Bruderkrieg“, so sprach er, „soll nun zu Ende sein! Chilperich und Galswinth, seid ein leuchtendes Beispiel den Menschen, daß sie nimmermehr das Schwert anrühren, sondern friedlich miteinander weiden!“

Als ihr dies erzählt wurde, höhnte Fredegund: „Der alte Tor! Kampf will ich und Sieg, nicht elenden Frieden!“

Sie ließ sich schmücken, setzte sich einen silbernen Schleier aufs Haar, der vom Stirndiadem über die Schultern wallte, sie hatte ein Kleid aus roter, goldbestickter Seide, und in ihren Augen war das Lächeln der Siegerin. Hörner gellten vom Hochzeitsmahl.

Landerich sprach: „Was sind Königstöchter! Was sind Mägde! Seht diese Frau, und Ihr wißt, wer Herrin ist nach dem Rechte der Ewigkeit!“

Fredegund erwiderte mit glühenden Augen:

„Heute trag ich mein Leben zum Sieg oder zum Untergang!“

Sie sandte mich aus, daß ich in die Hochzeitskammer des Königs einen verborgenen Weg suchte, denn ein mächtiger Entschluß war ihr reif geworden. Als wir erkannten, was sie im Sinne trug, erschraken wir sehr; allzu groß war die Gefahr, der unsere Frau entgegenging.

Fredegund setzte sich aufs Lager, das für Galswinth und den König bereitet war. Sie hatte den Schleier zurückgelegt, die Ampel oben entzündete ihr Haar zu seltsamen Gluten, als ob ein Brand von ihr flöße bis in das Gewirk, das um die Wände hing.

Ich konnte mich nicht lösen, hinterm Vorhang stand ich und schaute Fredegund.

Galswinth kam mit zwei Dienerinnen vom Hochzeitsmahl. Sie wies die Frauen von sich, allein schritt sie über die Schwelle.

Als sie Fredegund sah, wurde sie starr. — „Wer bist du?“

Fredegund maß die Gotin, die weit über sie hinausragte. „Ich bin die Königin!“

In Verwirrung blickte Galswinth auf sie. „Ich sehe, daß du schön bist, viel schöner als ich! Aber ich bitte dich trotzdem, räume mir diesen Platz, der mir zukommt!“

„Nimmermehr! Geh zu den deinigen! Fredegund ist Herrin im Frankenreich! Ist die Gemahlin Chilperichs!“

Da veränderte sich die Miene Galswinths. Sie reckte sich hoch auf, es zuckte in ihren Augen wie Metall. — „Fort du Sklavin, du Buhldirne!

Sonſt laſſe ich dich peitſchen!“ — Sie ſprach wie eine Königin, der niemals ein Wink ungehorcht geblieben war.

Funkelnd ſtanden ſie gegeneinander.

Der König kam. Er ſah die Frauen, hoch, ſtolz und ſtarr die eine, glühend die andere, umfloſſen von Schönheit und Gewalt.

„Solcher Schimpf wird mir im Reiche der Franken getan!“ ſprach Galſwinth.

Fredegund trat zum König, ſie gab ihm einen ſchmalen Dolch in die Hände. „Wenn mich Chilperich von ſich ſtößt, dann möge er es für immer tun!“

In dem Augenblick wußte ich, daß die recht redeten, die Fredegund der Zauberei gewaltig meinten. Aus ihren Augen floß es ſo ſtark über den König hin, daß er ohne Regung war. Seine Hand zitterte um den Griff des Meſſers.

„Lebt dieſe noch?“ fragte Galſwinth mit kaltem Stolze.

Der König neigte ſich zu Fredegund, aus dem Gewand ſtieg ihr Buſen ihm weiß entgegen. Sie regte ſich nicht, aber in ihrer Ruhe war die Gewalt, der kein Mann zu widerſtehen vermochte. Chilperich hob ſeine Arme nach Fredegund, die er ſo lang entbehrt.

„Hat nicht Chilperich Hochzeit gehalten mit mir?“ fragte Galſwinth. Ihr Geſicht war eckig geworden, die Naſe ſtieg groß hervor.

Der König hörte ſie nicht, er ſank zu Fredegund aufs Lager.

Galſwinth ging, weiß wie das Linnen, das um ihren Nacken lag. Chilperich feierte ſeine Hochzeitsnacht mit Fredegund.

14.

Am andern Tag rief Galſwinth ihre Knechte und hieß ſie, die Pferde wieder bepacken, die mit ihr gekommen waren. Der König trat auf den Hof. „Du ſollſt hier bleiben! Können nicht zwei Frauen in einem Hauſe ſein?“

„Nimmermehr!“ — Trotzig wandte ſich Galſwinth von ihm. — „Böſen Schimpf haſt du mir und meinem Vater getan! Ich gehe heim!“

Der König ſah mit begehrlichen Augen die Schätze, die ſie ihm gebracht hatte und die ſie nun wieder nahm. — „Ich will Fredegund verſtoßen, wenn du es willſt!“ ſprach er. In ſeiner Stimme war nicht viel Freude zu finden.

Galſwinth zögerte. — „Redeſt du heute die Wahrheit? Einmal ſchon haſt du meinem Vater zugeſchworen, deine Kebſe zu verjagen. Nun aber fordere ich ihr Blut!“

Der König ſah hierher und dorthin. „Du forderſt einer Unſchuldigen Blut!“

„Nicht einer Unſchuldigen! Sondern einer ſehr Schuldigen! Einer, die ihre Königin beleidigt hat! Einer Dirne, die du vor die Königin geſetzt!“

„Ich will alles gut machen!“ — Chilperich blickte auf die Karren und auf die Pferde, die in unabſehbarer Reihe ſtanden. — „Komm ins Haus, Galſwinth! Sei mein Weib!“

„Einmal haſt du ſchon geſchworen!“ ſprach Galſwinth, „und haſt den Schwur nicht gehalten! Aber ich will dir aufs neue trauen! Schwöre mir zu, daß ich dein Weib ſein werde! Und daß du jene richten willſt!“

„Ich ſchwöre es dir zu! Aber nun bleib bei mir und heiße die Knechte ſich abrüſten!“ — Galſwinth folgte ihm in die Kammer, aus der ſie am Abend von Fredegund vertrieben worden war.

Da ritt Fredegund auf den Hof Brenna. Nur ich folgte ihr, Rothad der Mönch und ein paar Diener und Frauen; nicht Landerich war bei ihr, noch ihr Bruder Dracolen. Fredegund wollte nach dem Rat eines Hexenweibes einen Zauber gegen Chilperich ſpinnen, daß ſie ihn herzöge und der Galſwinth abſpenſtig machte; in dieſer Zeit mußte ſie den Männern ferne ſein und alle ihre Kraft dem Zauber geben, der Chilperich kirrte.

In einer Nacht ſaß Fredegund im Walde mit jener Frau, die Walrada hieß, und mit Rothad. Vor ihnen zuckte blutig ein kleines Tier. Dicker Rauch hüllte ſie ein.

Ich wollte fliehen, denn ich ſcheue die nächtigen Werke des Böſen. Aber Fredegund rief mich her und ſprach mit rauher Stimme: „Hilf uns, Eberulf, daß unſere Sprüche mächtig ſeien!“

Da trat ich, der ich ſchon mein Seelenheil um Fredegund dahingegeben hatte, in den Kreis und ſah, wie Walrada im zuckenden Leib des Tieres wühlte. Fredegund räucherte mit allerlei ſtinkenden Gewächſen und ſprach den Neunkräuterſegen.

„Bete mit uns!“ befahl ſie. „Bete Galſwinth zu Tode!“

Sie hielt eine Puppe aus Holz, und der Mönch taufte ſie im Blut des ſterbenden Tieres auf den Namen Galſwinth. Er taufte ſie im Namen des Böſen und aller ſeiner Diener und des ſündigen Geiſtes. Sodann ſtach ihr Fredegund eine lange

Nadel ins Herz. Und sie murmelten gräßliche Sprüche, die Galswinth zu Tode bringen sollten. — „Bete mit uns!“ befahl Fredegund.

Mir aber graute, und ich wagte es nicht. Da sprach sie mit Hohn: „Du Feiger du! Geh heim und grabe dein Feld, wenn du nicht Mut hast zu großen Dingen!“

Eine Sklavin und eine Dirne hat Galswinth sie geheißen! dachte ich. Und ich fluchte zusammen mit dem Mönch und den beiden Frauen Galswinth zu Tode.

Dann begruben sie das Bild im Unflat.

In jenen Nächten irrte Rothad wie ein Werwolf durch die Wälder. Er würgte jedes Tier, das er traf, und heulte. Sein Heulen klang: „Fredegund!“

Andern Tages kam der König nach Brenna geritten, allein, ohne Mann, ohne Knecht. Er suchte Fredegund. Sie aber verschloß sich vor ihm.

Chilperich besah das Vieh und die Pferde im Stalle. Ich wagte, ihm zu erzählen, daß ich die Gebeine der Heiligen aus ihrem Kasten genommen, und daß er über Hundeknochen Galswinth Treue geschworen hatte, so daß alle Schwüre nichtig wären.

Chilperich sah mich an. „Du bist mein Freund!“ Er ging wieder zur Kammer Fredegunds. „Schließ auf!“ rief er. „Ich bin zu dir gekommen!“

„Hast du mich nicht verstoßen? Ein anderes Weib hast du dir geholt aus dem fernen Gotenland! Ein Weib, das dir Gold und reiche Schätze hergebracht hat!“

„Ich will sie nicht mehr! Laß mich zu dir ein!“

„Ich teile nicht mit Galswinth!“

„Nimmer kehre ich zu ihr zurück!“

„Ihr Gut wird dich verleiten!“

„Was willſt du als Pfand?“

„Solange Galſwinth in deinem Hauſe iſt, kann ich nicht dein Weib ſein!“

Der König ſchwieg ein wenig und dann ſprach er: „Ich ſorge nicht, ob ſie bleibt oder heimkehrt!“

Da öffnete Fredegund ihre Tür und der König blieb auf Brenna viele Tage lang.

Galſwinth ſandte zu ihm. — „Ich will heimkehren! Möge Chilperich meine Schätze behalten!“

Aber Chilperich erzürnte. „Ihr Vater hat ſie geſandt, ſie bleibe hier!“ — Er glaubte, es ſei eine Liſt der Gotin und ſie wollte ihre Schätze mit ſich führen.

Fredegund ſagte zum König: „Nimm mich noch einmal zum Weib vor den Gebeinen des heiligen Medardus und des heiligen Diotherius; wie du Galſwinth zum Weibe genommen haſt!“

„Ich will es tun!“ ſprach der König.

Wir ritten nach Seſſonib, unterm Geläut aller Glocken ſprach Biſchof Sidonius den Segen über Chilperich und Fredegund, wie er es ſchon einmal getan hatte. Sodann feierten wir das Hochzeitsfeſt nicht anders als es mit Galſwinth geweſen war. Aber Fredegund war Königin. Andern Tages kehrten wir nach Brenna zurück. Galſwinth hatten wir nicht geſehen.

Sie ſandte wieder zum König. „Ich bleibe nicht neben der Leibeigenen, deren Knecht du biſt! Da du ſie mehr liebſt als mich, ſo will ich nicht in deinem Hauſe ſein! Ich bin eine Königin!“

„Sie wird fliehen,“ meinte Chilperich, „und

reizt Athanagild zum Kriege. Sigibert und Guntram werden ihm helfen!“

Fredegund ſagte: „Läſſeſt du Galſwinth zurückkehren und behältſt du ihren Schatz, dann wird ſie erzählen, du hätteſt ſie beraubt und ohne Morgengabe heimgeſandt! Am beſten wäre es, ſie ſtürbe unvermerkt, daß du nicht ſchuldig ſeieſt! Ich will dir einen beſſeren Sohn gebären als die kalte Gotin!“

Der König gab keine Antwort und behielt den Knecht Galſwinths in Brenna zurück.

Fredegund rief mich: „Nun ſollſt du mir deine Liebe zeigen! Reite nach Seſſonib und droßle Galſwinth im Schlaf, bis ihr Atem endet! Aber, daß nicht unnützes Reden entſtehe, daß kein Verdacht auf den König falle!“

Ich beſann mich des Schimpfes, den die Gotin durch ihren Knecht Fredegund getan hatte, und ritt aus. Ich ſuchte ſie, aber Galſwinth ſchlief nicht. Ein hartes Ringen hub an, denn die Frau war groß und ſtark und wollte nicht ſterben. Sie ſchrie, Leute wurden aus dem Schlafe geweckt, doch als ihre Diener kamen, war ſie tot. Ich enteilte, mein Herz war voll mit dem Schrecken dieſer Tat. Ich ſah die Augen der Frau, die nicht ſterben wollte, wie ich ſie auch würgte. In der einbrechenden Dunkelheit verlor ich den Weg, hinter jedem Baum lauerte ein Dämon. Das iſt nicht der Wald von Brenna, das iſt der Eingang zur Hölle!

Da vernahm ich lautes Singen. Ich faßte neuen Mut und ſah bald zu meiner Verwunderung die Hütte des heiligen Einſiedlers Winnoch. Er hielt einen Krug im Arm und ſang mit fröhlicher

Stimme Lotterlieder. Als er mich ſah, trat er mir ſchwankend entgegen, umarmte mich, wie Berauſchte tun, und bot mir den Weinkrug. Ich trank gern, und er begann mit lallender Stimme zu reden: „Sieh, wie gut die Menſchen in dieſem Lande ſind! In Frommheit und Gottesliebe bringen ſie mir dies Getränk her, das Wein heißt und das uns Bewohnern des kalten Britannien fremd iſt! Und doch hat es Gott geſchaffen, damit wir armen Knechte Kraft ſchöpfen zu ſeinem Dienſt!“

Ich trank mit ihm, was fromme Menſchen gebracht hatten, und Winnoch ſagte: „Als ich noch Waſſer trank wie die kalten Fiſche, da war Wunderkraft in mir, und die Menſchen ſind hergekommen, mein Gewand zu faſſen. Nun aber, da ich von gutem fränkiſchen Wein mich nähre, iſt meine Wunderkraft gar gewaltig geworden, größer faſt als die Kraft der Propheten und der Märterer des Herrn! Sieh dieſen Baum! Eine Tanne iſts geweſen und nun, da ich an ihn rühre, wird er zur Zeder auf Libanon!“ — Er ſchwankte zum Baum, legte ſeine Arme um ihn, preßte die Wange ans Holz und ſprach mit zärtlicher Stimme: „Wie hat der Herr dich geliebt! Einſt wollte ich ins heilige Land pilgern, nun aber iſt durch Wunderkraft das heilige Land zu mir gekommen! O ſüßes Jeruſalem!“ — Er tat ſeine Arme auf und ſtolperte hin und her. — „Siehſt du Golgatha? Siehſt du die Kirche des Grabes? Alles iſt hier in dieſem Wald, durch die Wunderkraft, die mir der Herr verliehen!“

„Kannſt du mir den Weg nach Brenna zeigen, du Wundertäter?“ fragte ich.

„Siehſt du nicht das Tal Joſaphat mit den Wegſpuren des Herrn?“ — Aber er war ſchon hingefallen und ſchnarchte in ſeiner Trunkenheit ſo laut, daß neugierig die Eulen glotzten.

Ich ſtieg aufs Pferd und ritt durchs Dickicht des Waldes. Am Morgen fand ich einen Bauern, der mir die Wege wies.

Die Königin freute ſich der erwünſchten Kunde. Aber nach wenig Tagen redeten die Leute, daß bei Nacht Galſwinth geſehen worden war. Durch alle Kammern des Hauſes ging ſie und ſprach mit dumpfer Stimme: „Gebt mir ein Schwert! Ich bin das Kind großer Könige!“

Schon wurde Chilperich bezichtigt, er hätte den Mord befohlen.

Fredegund ſagte zu mir und zu Rothad: „Übel iſt Galſwinth begraben worden, ſonſt könnte ſie nicht durchs Haus ſchleichen, die Menſchen erſchrecken und gegen den König reizen! Ihr ſollt hingehen und ſie aus dem Grab nehmen! Verbrennt ihren Leib zu Aſche!“

Mir ſchauderte. Ich konnte die Frau nicht wieder ſehen, die ich getötet hatte, ihren ſchrecklichen Augen nicht begegnen. Rothad ging jedoch ſogleich aus, und Fredegund ſagte zu ihm: „Folg ihm, Eberulf, und halt ihm die Menſchen fern!“

Wie ein Werwolf wühlte ſich Rothad in das Grab ein. Er zog Galſwinth, die friſch war, als ſchliefe ſie, aus der Erde, indes ich Reiſig zuſammentrug. Wir verbrannten den Leichnam. Rothad warf die Holzpuppe in den Brand, durch die Galſwinth vergeben worden war, und die er aus dem Kot gezogen; in dem Augenblick entſtieg eine

feurige Frau den Flammen und schoß zum Himmel. Ich lag mit schlotternden Gliedern, der tolle Mönch lief heulend um die Stätte.

Die Widergängerin der Galswinth ist fortan nicht mehr gesehen worden.

15.

In diesen Tagen kam Angilbert, meines Vaters Freund und der Vater der lieblichen jungen Angilberga, ins Haus des Königs und redete lang mit mir. So lebst du nun am Hofe Chilperichs, bist ihm nah gewesen, als er die Knaben Theudowald und Chlodowald, seines Bruders Söhne, mit eigenen Händen geschlachtet, hast zugesehen, wie er Galswinth morden ließ um ihrer Schätze willen und vorher die edle Audovera, die ihm zwei Söhne geboren."

Mein Herz sprach in quälender Reue: „Nicht zugesehen habe ich — selbst habe ich meine Hände mit dem Blut der Königinnen und des Knaben Chlodovech benetzt!" — Aber ich erwiderte kein Wort.

„Schändlich ist das Tun dieses Mannes!" sprach Angilbert weiter. „Viele von uns Franken, dein Vater auch, sind entschlossen, seinen Übermut nicht länger zu tragen; zu schwer sind die Lasten, die er auf uns freie Männer gewälzt hat. Niemals sind wir Knechte gewesen, und dieser König vermeint uns zu Frohnern herabzudrücken."

„Sein Kanzler Eligius ist es, der Chilperich solchen Rat in die Ohren singt!" erwiderte ich ihm.

„Eligius oder Chilperich, gleichviel! Manche von uns haben ihr Gut gelassen und sind über die

Mark gegangen in die Reiche Guntrams und Sigiberts. Niemals haben ſich dieſe Könige mit dem Blut ihrer Nächſten befleckt, niemals freie Männer geknechtet.“

Ich ſah ihn an, aber ich wußte nicht, was er von mir begehrte.

„Ich habe keinen Sohn“, fuhr Angilbert fort. „Angilberga, meine Tochter, die du kennſt, wird einſt all mein Gut erben. Unſer Land iſt dem Land deines Vaters benachbart. Gern löſte ich dich von dem Haus dieſes Königs, der dich hineinzieht in ſeine Verderbnis. Ich gäbe dir Angilberga zum Weib, daß Ihr mich beerbet.“

Ich ſah den Alten an und ich dachte der gütigen Angilberga, die beim Brautlauf meiner Schweſter mir hold zur Seite geſeſſen. Ich gedachte Audoveras und Galſwinths, die ich erwürgt hatte, Fredegund zuliebe. Mir war, als ſtände ich wieder am Dreiweg, wie einſt, als ich den Spielmann Volker zu ſeinen burgundiſchen Königen geleitet hatte und er mich mit ſich nehmen wollte als ſeinen Freund. Ein Weg ging dem Rhein zu, in die Fremde, ein Weg ging ins Vaterhaus. Doch ich hatte den dritten gewählt, der mich zu den Frauen des Waldes geführt hat und zu Fredegund.

Angilbert ließ mir nicht Zeit zur Antwort und ſprach, meine Hände faſſend: „Ich bitte dich, Eberulf, und deine Mutter bittet durch mich, wie auch mein Kind: Flieh aus dem Hauſe dieſes Königs und der Frau, die er ſich vom Hof deines Vaters genommen hat! Iſt es aber um ihretwillen, daß du hier lebſt, dann vergiß nicht, daß dein Vater ein freier Mann iſt, und daß du ihm und allen

deinen Sippen Schimpf antuſt, um einer Leibeigenen willen!“

„Fredegund iſt eine Königin!“

„Mag Chilperich ſie zur Königin gemacht haben — ſie iſt deinem Vater leibeigen, und einſt wird er vom König den Kaufpreis fordern.“

Ich wollte ihm heftig erwidern, aber er bat mich, alles in Ruhe zu bedenken, und auch Angilbergas nicht zu vergeſſen, mit der ich als Kind geſpielt. „Ehe ich heimkehre, wirſt du mir berichten, wie dein Sinn ſteht! Denke auch der Eltern! Dein Vater wird vergeſſen, daß du in Ungehorſam gegangen biſt!“

Ich gedachte dieſer Reden, doch ich merkte, daß mich Angilbert zum Verrat treiben wollte am König, dem ich diente, und an Fredegund. Ich erzählte ihr, was mir der Alte geſagt, daß er und mein Vater und andere die Herrſchaft Chilperichs abwerfen wollten, um mit Sigibert und Guntram zu ſein.

Fredegund hörte mich aufmerkſam und hieß mich, Angilbert ſagen, daß ich das Haus dieſes blutigen Königs verlaſſen und ihnen helfen wollte gegen ihn.

Ich tat es, und nun verhehlte mir Angilbert nicht länger, daß er und mein Vater und andere zu Sigibert und Guntram Boten geſandt und ſie aufgefordert hatten, Chilperich zu verjagen und ſein Land zu teilen; denn zu hart läge die Fauſt dieſes Königs auf ihnen. „Wir wollen freie Männer ſein,“ ſagte Angilbert, „und dieſer König macht uns zu Knechten! Lieber folgen wir ſeinen

Brüdern als ihm und diesem niedrigen Weib, das ihn zu allen Schandtaten drängt!“

Ich versprach, daß ich ihm dienen wollte, aber ich erzählte Fredegund alles. Sie eilte zum König, und er geriet in großen Zorn über die Untreue der Grafen, er befahl, daß Angilbert sogleich getötet würde.

Mit Schmerz und Beschämung gedachte ich des alten Mannes, der durch meine Treulosigkeit den Tod erlitt, und ich dachte meines Vaters, den ich verraten hatte zusammen mit Blutsfreunden und Genossen. Ich vermochte Angilbert nicht zu schützen, und wagte nicht, ihm noch einmal zu begegnen, andere sagten mir, wie er mich verflucht hatte vor seinem Sterben. Was wird aus der jungen Angilberga? dachte ich, da ihre Mutter schon lange tot ist und ich ihr nun den Vater genommen?

Chilperich schenkte mir einen reichen Helm und sagte mir, daß ich sein vertrautester Diener sei, Fredegund bot mir den Nacken zum Kuß. Teuerer war mir ihr Lächeln als die Huld des Königs.

16.

Brunichild erhob lautes Klagen übers Land, daß ihre Schwester Galswinth von Chilperich aus der Heimat gelockt worden war um ihrer Schätze willen, und ermordet worden war von einer rothaarigen Magd, die das Bett des Königs teilte. Sie beschwor Blutrache über das Haupt Sigiberts, und der König rüstete sein Heer, sandte Boten aus, die Stäbe trugen mit Weihwasser besprengt, und forderte

allenthalben Sühnung für den Mord der Königin. Seine Diener verkündeten auf jedem Hof: „Ein wildes Tier ist Chilperich, er schont nicht Knaben noch die eigene Gattin! Nehmt Speere, fränkische Männer in den drei Reichen der Chlotharsöhne! Scheucht diesen Wolf vom Hof und Haus, bis er die Strafe findet, die ihm zukommt! Faßt die lechzende Wölfin, seine Buhle, und reißt ihr die Glieder vom Leibe, damit das Blut der Könige gerächt werde! Chilperichs eigener Sohn, Merovech, mußte vor der Mordlust des Vaters fliehen und lebt nun geborgen am Hof seines Oheims Sigibert! Den jungen Chlodovech, seinen anderen Sohn, hat Chilperich auf Anstiften der Fredegund getötet, zugleich mit Audovera! Duldet Ihr einen König, der die eigenen Kinder frißt?“

Solche Worte trugen die Boten Sigiberts in alle Höfe des Frankenreiches, viele Männer ergriffen das Schwert und versammelten sich um Sigibert und Brunichild.

Bitter war die Not des Königs, vom eigenen Hause flohen drei Männer zu Guntram, der durchs Rhonetal heraufzog. König Sigibert hatte mit ihm ein Bündnis errichtet, sie wollten Chilperich strafen und sein Geschlecht austilgen, wollten sein Land und seine Schätze teilen. Das Gut Galswinths verhießen sie Athanagild samt dem Schädel Chilperichs und Fredegunds, und der entbot streitbare Männer ihnen zur Hilfe. Mein Vater und die Sippen waren unter den Feinden des Königs.

Einige der Städte, die von Chilperich mit allzu hohen Steuern heimgesucht worden waren, sandten Sigibert die Schlüssel ihrer Tore zu und

riefen ihn, um König zu ſein. Sigibert kam mit großer Heeresmacht, täglich leiſtete eine andere Stadt ihm den Eid. — „Es geht zu Ende mit uns!“ ſprach Chilperich. „Die uns gehuldigt haben, verraten uns, und die mir Brot und Wein geſandt haben, ſammeln Steine, mich zu töten!“

Aber Fredegund erwiderte mit leuchtenden Augen: „Nimmermehr! Halte den Mut feſt! Wir werden kämpfen und wir werden ſiegen! Brunichild darf nicht Herrin ſein über uns und unſer Land!“

Der König hieß mich mit vielen koſtbaren Geſchenken zum Grab des Herrn Martin in die Stadt der Türme reiten. Ich legte die Geſchenke hin und ein Blatt Pergament dazu mit der Frage des Königs, wie er ſich retten ſollte in dieſer Not.

Drei Tage wartete ich, aber der Heilige gab kein Zeichen, das Pergament blieb leer.

Da ritt ich zum König und ſagte, daß ihm der Heilige nicht wohl geſinnt war. Chilperich ſprach in Zorn: „Gewinne ich noch einmal Macht, ſo werde ich mich rächen! Reit hin und nimm die Gaben wieder!“

Aber Fredegund lächelte geringſchätzig: „Was kümmern uns Tote?“

Sigibert wurde zu Witteri von den Franken auf den Schild gehoben, ſie trugen ihn durch die Stadt und riefen ihn als König über das Land Chilperichs aus. Die wilden Krieger, die mit ihm waren, zündeten die Felder an, auf denen das Korn reifte, ſo daß ein ſchwarzer Rauch überm Lande lag. Sie raubten goldene Geräte in den Kirchen und riſſen die Gebeine der Heiligen aus

den Särgen. Sie zerſchnitten die Leichname, teilten die Knochen unter ſich aus, ſo daß jeder ein Stücklein in der Taſche trug, um beſchützt zu ſein. Sie erſchlugen die Prieſter und drangen in die Klöſter der Frauen, taten mit den Mädchen und Frauen nach ihrer Begier und jagten ſie nackt auf die Wege; noch lang irrten dieſe vertriebenen Nonnen durchs Land. Ja, einer dieſer Menſchen ſcheute ſich nicht, auf das Grab des heiligen Irenäus zu ſteigen und die goldene Taube des Heiligen Geiſtes, die darüber ſchwebte, mit ſich zu nehmen.

Sigibert war uns ſo nah gekommen, daß Chilperich mit den Seinigen aus Seſſonib floh. Sigibert ſandte einen Boten: „Wenn die Sonne aufgeht, wollen wir uns zum Kampf treffen vor den Mauern von Seſſonib, dann mag die Entſcheidung fallen, wer Herr ſei über die Franken, der Mörder von Kindern und von Frauen oder der gerechte Sohn Chlothars!“

„Wir können nicht mit ihm kämpfen!“ ſprach Chilperich. „Unſer ſind zu wenige. Und auch ihnen traue ich nicht.“

„Wir haben noch Freunde!“ — Die Königin ſah auf mich und auf Landerich. „Wo iſt Rothad?“

Ich holte den Mönch herbei, der ſich jede Nacht geißelte und bis zum Morgen auf den Knien lag. In ſeinen Augen war das Feuer der Hölle angezündet.

„Eberulf und Rothad, kommt zu mir in die Kammer!“ befahl Fredegund.

Wir ſtanden vor ihr und ſie gab uns zwei ſchmale Meſſer, die rauh anzufühlen waren und rötlich glimmerten. — „Wagt Ihr es, Ihr beide,

dieſe Nacht in die Mauern von Witteri zu ſchleichen und Sigibert zu finden?“

Rothad antwortete ſogleich: „Wir wagen es!“

„Verberget dieſe Meſſer gut unterm Gewand! Sie ſind in Gift gebadet, und eine kleine Verletzung genügt, daß einer ſterbe. Tretet vor Sigibert und vor Brunichild, als wäret Ihr Flüchtlinge und wolltet zu ihnen hinüber gehen vom Heere Chilperichs. Erzählt, daß er Euer Gut geraubt hat, und daß Ihr Rache ſuchet für alles Übel, das er Euch getan!“ — Fredegund zögerte. „Gut wäre es, wenn einer von Euch ein Merkmal der Schmach weiſen könnte, die ihm von Chilperich widerfahren!

Da drückte ſich Rothad ein Auge aus.

Fredegund nahm ſeine Hand. „Du haſt das Rechte getroffen! Erzähl Sigibert, Chilperich hätte dich geſchändet und du wollteſt ihn verderben! Steht Ihr aber vor dem König, ſo faßt ſtark die Meſſer, die ich Euch gegeben habe, jeder das ſeinige, und ſtoßt es ihm in die Weichen! Ich will die beiden Toten auf eine Wage legen und die andere Schale mit Gold häufen, bis der Balken ſchwebt! Greifen ſie Euch aber, dann müßt Ihr das Meſſer gegen die eigene Bruſt kehren! Verjagt Furcht aus Eurem Herzen! Uns allen ſteht ja der Tod bevor!“

Sie ſchwieg eine Weile und dann ſagte ſie noch: „Gelingt es, ſo legt Feuer an die Stadt! Verwirrung bricht aus, wir fallen in die Heere Sigiberts und töten alle, die uns getäuſcht haben! — Jetzt nehmt dieſen Trank!“

Sie gab uns einen Becher, gefüllt mit herbſüßem Trank — glühend durchrann es mich. Ich

eilte fort mit Rothad, in meinem Herzen war Singen und Jubel, als ging es zur Hochzeit.

Wir kamen ans Tor von Witteri. — „Wer seid Ihr?“ rief ein Wächter.

„Franken,“ entgegnete ich, „die vor Chilperich fliehen! Denn er mordet die Seinigen!“

„Dann werdet Ihr Sigibert willkommen sein!“ — Sie öffneten und wiesen uns das Haus des Königs.

Im Vorraum stand eine Frau, in schwarze Schleier gehüllt, und mir war, als blickte sie auf mich durch ihre Schleier. Rothad ging in die Kammer. Sie streckte mir die Arme entgegen.

„Ich kenne dich nicht!“ sagte ich. „Wer bist du?“

Da hob sie die Schleier auf — es war Angilberga, der ich den Vater getäuscht hatte und dem Tod übergeben.

Ich erschrak so sehr, daß ich mich nicht zu rühren vermochte. „Was willst du von mir?“

Sie sprach kein Wort. Ihr Antlitz, das immer rosig gewesen war, stand wie Elfenbein in den Schleiern. Sie war schöner geworden und voll stiller Traurigkeit.

„Was willst du von mir?“

Angilberga ergriff meine Hände und hielt sie fest, wie eine, die nicht mehr lassen will. Wir schauten uns an und schwiegen.

Da sprang Rothad aus dem Gemach des Königs hervor, ein wütender Wolf, der gejagt aus der Hürde flieht.

„Nicht!“ schrie ich. „Tu es nicht!“

„Sigibert ist dahin! Wo ist Brunichild?“ — Ohne mich hatte er es vollbracht!

Angilberga klagte auf und ſchwand in die Finſternis. — „Halte ſie!“ brüllte Rothad. „Töte ſie! Sie warnt die Königin!“

Ich warf mich gegen ſeine Bruſt und hielt ihn, wie er auch gewaltig war. Er zückte den vergifteten Dolch Fredegunds, aber ich faßte eine Fackel und ſchlug ſie ihm ins Geſicht. Die Flammen rauſchten zur Decke.

Wildes Rufen erhob ſich, Diener eilten her, ich floh im dichten Rauche.

Die Männer Chilperichs brachen herein. Ich ſah Rothad, der mit ſeinem Dolch in die brennenden Häuſer ſprang. — „Brunichild!“ — Über ſein Geſicht rann Blut, von ſeinen Armen rann Blut, Haar und Kleid waren ihm verbrannt, er glich einem geſchundenen Tier.

Fredegund ſaß auf ihrem ſchäumenden Pferde. „Brunichild! Iſt ſie tot! Sucht ſie! Bindet ſie!“

Die Stadt verbrannte, die Männer ſtarben. Rothad entlief in die Wildnis.

„Brunichild iſt geflohen!“ ſchrie Landerich.

Fredegund heulte auf. „Fort! Mir entkommen? Ihr Sohn! Wo iſt ihr Sohn?“

Wir ſuchten den Knaben unter den Leichen der Männer, in allen Winkeln, die noch nicht ausgebrannt waren. Aber Herzog Gundoald hatte ihn in einen Ranzen geſteckt und einem Diener über die Mauer hinabgelaſſen.

Die Franken, die zu Sigibert und Guntram geflohen waren, ſammelten ſich wieder um Chilperich und erkannten ihn von neuem als ihren König.

Chilperich nahm alle Schätze Sigiberts und

Brunichilds und ſpendete ſie den Freunden aus. Keiner wurde geſtraft, er war milde gegen jedermann.

Ich bekannte Fredegund, daß ich vor der Türe Sigiberts gezagt hatte und daß Rothad allein es getan. Doch daß Angilberga mit erhobenen Armen vor mich hingetreten war, das verriet ich ihr nicht.

Fredegund ſtieß mit dem Fuße nach mir. „Geh, ungetreuer Knecht! Ich will dich nicht mehr ſehen!“

Da ſuchte ich Angilberga.

17.

Ich fand ſie in einem Keller mit anderen Frauen, wo ſie ſich gerettet hatten. Tränen ſtiegen mir auf, als ich ſie in einer Ecke knien ſah. — „Warum biſt du bei den Königen, wo Blut fließt jeden Tag?“

„Mit meinem Vater bin ich zu Sigibert gekommen“, erwiderte ſie, und ſah mich nicht an dabei. „Als er ſtarb, nahm mich der König in ſeinen Schutz. Nun iſt auch Sigibert tot und Brunichild geflohen, ich weiß nicht wohin.“

„Traue nicht den Königen! Komm mit mir! Ich will dich bergen!“

Ihr ſchmerzvoll zartes Geſicht wurde von einem Strahl der Hoffnung berührt. — „Darf ich mich dir vertrauen?“ fragte ſie ſcheu.

„Du darfſt es, Angilberga!“

„Aber du biſt ein Mann Chilperichs, und Chilperich hat meinen Vater getötet!“

Ich verſtummte in Scham. „Angilberga!“ ſchrie ich, und hob ſie vom Erdboden auf. „Laß mich an dir gut machen, was an deinem Vater Übles geſchehen!“

Sie ſtand vor mir. „Was ſoll ich nun tun?“ klagte ſie. „Ich habe keine Heimat mehr!“

„Iſt deines Vaters Haus nicht dein?“

„Chilperich hat es genommen!“

Was hatte ich dieſem Kinde getan!

„Komm mit mir zu deinem Vater!“ ſprach ſie. „Dort werde ich behütet ſein!“

Ich erſchrak. — „Zu meinem Vater?“

„Du liebſt ihn nicht?“

„Ich wage es nicht, vor ihn zu treten!“

„Komm, Eberulf! Komm mit mir! Ich will deinen Vater verſöhnen!“

„Wie immer es ſei, gehen wir aus dieſer Stadt! Man weiß niemals, wann Krieg und Mord wieder ausbrechen, wo Könige weilen!“

„Ich habe es erfahren!“ ſprach ſie, und folgte mir zu der Mauer, wo ich Pferde des Königs fand.

Wir ritten die Straße, die heimwärts führt, tagelang hatte ich vor dem ſtillen Kind Fredegunds vergeſſen. Ich ſah die Wege wieder, die mir von Jugend her vertraut waren. Aber hatte ich vordem nur Wald und Wieſe gekannt, die Arbeit des Ackers und das Leben des Hauſes mit ſeinem langſamen Schritt, ſo war ich jetzt in die Wirrnis der Welt hineingetaucht, hatte ihre Gewalt erfahren, die den Menſchen betört, und ihre ſchrecklichen Taten. Wunderbar tönte mein Herz, als die Eichen des väterlichen Waldes über mir rauſchten, und ich hatte doch die Eichen rauſchen gehört über dem Zelt der Könige und über der Hütte der Waldner. Nun aber vernahm ich das Flüſtern, das ich kannte von Jugend her und das ich beinah vergeſſen.

Ich ritt neben Angilberga. Wir ſprachen wenig,

aber ich fühlte, wie ſich mir ihr Herz ergab. Wir kamen zu dem Weiher, wo ich Fredegund geſehen hatte in der nackten Herrlichkeit ihres Leibes. Mein Pferd ſtand ſtill, ſtreckte den Kopf und ſchlürfte das Waſſer, das ſich einſt an Fredegund geſchmiegt. Angilberga war voraus geritten, ich vernahm das Anſchlagen eines Hundes auf unſerem Hof.

Da wandte ich mein Pferd und ritt den Weg, den ich gekommen war.

Ich kam in die Wildnis, wo das Kloſter der heiligen Radegunde ſtand — hauſten die Waldſchweſtern noch in ihren Höhlen?

Ich traf zwei ſchweifende Weiber, unbekleidet, nur in ein Wolfsfell gehüllt. Sie lockten mich vom Pferd. Dann führten ſie mich in das Kloſter, wo ihrer wohl hundert hauſten mit den Kindern, die ſie geboren hatten, und mit Männern, denen ſie ſich gepaart. Chrodielde waltete über ihnen.

Auf der Kanzel ſtand ein toller Prediger: Rothad. Ich hörte ſein Wort, vor deſſen Wucht die Fenſter ſprangen. „Tut Böſes, daß Ihr Gott wohlgefällig ſeid! Alles Böſe hat Gott der Welt übergeben, den Menſchen übergeben, daß er ſelbſt heilig werde und rein! Seid ſtolz mit dem Geſchenk des Böſen, das Ihr im Herzen traget! Übt es, reißt es in Eure Bruſt, Gott zu befreien, ihm zu helfen in ſeine Vollkommenheit! Gottes Diener du, Märterer des Herrn, wenn du jede böſe Tat vollbringſt, daß Gott heilig werde in dir!“

„Ha! Ha! Her! Her!“ ſchrien ſie. Weib faßte Mann, Mann faßte Weib, ſie wälzten ſich über den Eſtrich und übers Grab der heiligen Radegunde. Eine Frau warf ihr Kindlein durchs Fenſter in

die Nacht, ich hörte es aufſchlagen auf Steinen. Predigend ſtand der tolle Mönch, ſchwang ſich ſelbſt wie eine Fackel übers Gewühl, von ſeinen Lippen ſprühte es wie Funken. — „Macht Euch heilig in der Sünde! Helft Gott ohne Unterlaß, tilgt ſündigend aus der Welt, was in ihr gärt, was ſich auf Gott ſtürzen will, ihn zu verſchlingen!“ — Plötzlich heulte er auf: „Fredegund!“ — Es klang wie das Gebell von Wölfen, fand Widerhall vor dem Haus bei Wölfen.

Ich floh in die Nacht. Wölfe fraßen ein Kind.

18.

„Paris! Ich will Paris gewinnen!“ rief Fredegund. Sie trat auf den ſteinernen Altan des Hauſes, in dem Sigibert durch Rothad ermordet worden war und ſprach zu den Männern: „Sigibert iſt tot! Unſer iſt die Stadt der Schätze und aller Herrlichkeit! Jedem von Euch Gold und ſchimmernde Gewänder!“

Sie jauchzten ihr zu. Ich rief laut unter ihnen und ſank ins Knie. „Herrin! Fredegund! Nimm mich in Gnaden auf! Ich will deine Feinde bekämpfen! Ich bin nur dein Knecht und nichts mehr!“

Da winkte ſie mir und ich trat ein.

Dunſt des Blutes war um die Königin. Wär ich nicht wiedergekehrt in mein Verderben! Nun wartet die ewige Pein! Bis zum jüngſten Tag werde ich brennen um Fredegund! Sie aber ſpricht ein Wort zu Engeln und himmliſchen Heerſcharen und alle Tore der Herrlichkeit gehen auf! O, daß ich in den Tiefen der Verderbnis nur dein Angeſicht ſchauen dürfte in der Glorie droben! Daß ich nur

alle tausend Jahre einmal das Wehen deines Haars sähe durch einen Spalt des Abgrundes! Daß ich, Verdammter der Ewigkeit, am schrecklichen Tag einen Streifen deines Gewandes anrühren dürfte vor der letzten Vernichtung!

Chilperich hatte viele von den Städten Sigiberts an sich gebracht, Guntram war heimgezogen mit seinem Heer; er liebte den Krieg nicht und wollte in Ruhe leben.

Fredegund sprach: „Pfingsten feiern wir in Paris! Dort wird mein Haus sein!“ — Sie sah in die Ferne, als könnte sie Dinge erschauen, die anderen verborgen sind. Niemals habe ich verstehen können, warum sie diese Stadt so sehr liebte, mir schien sie nur eine Menge von Häusern mit zwei Brücken über einen breiten Fluß; aber Fredegund trank die Luft dort wie süßen Wein und lebte zwiefach ihr Leben.

Weil Chilperich vor den Särgen dreier Heiliger geschworen hatte, Paris nicht zu betreten ohne die Brüder, führte er den Leichnam des erschlagenen Sigibert mit sich, daß der Schwur nicht gänzlich gebrochen sei. Er gedachte sich frei zu lösen, wenn er die Überreste von drei anderen Heiligen seinem Heer vorantragen ließe. Er besaß den Schädel des Märterers Diotherius, den Rothad in Paris erschlagen hatte und dessen Leib zerstückelt worden war von dem gierigen Volk. Diesen Schädel ließ Chilperich seiner Zähne berauben, an ihre Stelle setzte er Rubinen ein, und Saphire um die Stirn wie ein Diadem.

Hernach sandte er um die Knochen der heiligen Radegunde, aber die Weiber dort hielten seine Boten

und sie kehrten nicht wieder. So schickte er denn viele Bewaffnete aus, daß sie ihm den Leichnam des heiligen Martin Wundertäter aus der Stadt der Türme herbeibrächten; stärker als zwei Heilige wurde ja der Herr Martin geachtet. Doch Bischof Gregor wollte den Leichnam nicht aus seiner Kirche lassen, obgleich ihm Chilperich hundert Goldstücke bot, wenn er ihn liehe. — „Habe ich ihn einmal geliehen, so gibt ihn der König nicht wieder!“ sprach der Bischof. Er stritt mit dem Anführer der Franken, die Chilperich gesandt hatte; endlich stürmten die Männer mit Gewalt in die Kirche, erbrachen die steinerne Gruft und raubten den Leichnam mit seinem Sarg. Gregor schickte alle Flüche über ihr Haupt, doch seine Flüche vermochten nichts über sie, die nun im Schutze des Heiligen standen. Der Bischof schrie laut, welches Unglück über die Stadt gekommen war, und die von Turmin wollten sich ihren Heiligen nicht nehmen lassen. Sie holten Waffen, fielen bei der Furt des Leger über die Königsboten und entrissen ihnen den Leichnam wieder. Einige Männer des Königs wurden in diesem Kampfe verletzt und auch die von Turmin kamen nicht unbeschädigt mit ihrem Heiligen nach Hause.

Die Männer wagten nicht, ohne den heiligen Martin zum König zu kehren. Sie berieten sich, schlugen einem der Bürger von Turmin, der verwundet worden war, den Schädel ein und legten ihn in einen leeren Sarg, den sie aus einer Kirche stahlen. Doch als sie sich dem Gebiet von Oreli näherten, kamen ihnen die Leute der Stadt, geführt vom Bischof, entgegen und baten die Männer, daß sie ihnen für viel Gold den Leichnam des

Herrn Martin verkauften, denn sie hatten nur geringe Heilige, die wenig Wunder taten. Die Krieger schlossen den Handel und lebten ein paar Tage lang mit großer Ehre bei Speise und Trunk. Unterm Geläute der Glocken wurde der Tote in der Bischofskirche bestattet, Blinde und Bresthafte drängten sich heran und gingen wieder, so sagten die von Oreli, geheilt ihres Weges.

Die Männer Chilperichs zogen weiter und schnitten an der nächsten Richtstätte einen Gaudieb vom Galgen, den sie zum König brachten als den heiligen Martin.

So ließ sich Chilperich seinen erschlagenen Bruder, den Schädel des Blutzeugen Diotherius und den Leib eines Gerichteten vorantragen, als er Paris beschritt, auf daß die Heiligen, denen er geschworen hatte, den Meineid nicht rächten. Der Gaudieb jedoch begann durch seinen Sarg hindurch zu stinken, und die Leute sagten, dies wäre ein übles Zeichen, der Herr Martin billigte die Tat des Königs nicht. Zu unserem Glück erkannte Saffarach, der Bischof von Paris, daß der Leib des Heiligen wie erblühte Rosen duftete, nur Bösen röche er faulig. Von da an merkte niemand mehr einen üblen Geruch, und manche neigten sich zum Sarg, küßten ihn voller Andacht und waren schier berauscht von dem Duft, der ihnen entgegenstieg. Diesen Saffarach hatte aber der König vor nicht lange zum Bischof bestimmt, weil er ihm viel Gold gegeben hatte und immer nach seinem Willen redete. Saffarach war niemals Priester gewesen, er hatte das Gut des Königs verwaltet und die Armen bedrückt, um selbst reich zu werden.

Von dem Tag an ſaßen Chilperich und Fredegund in den Sälen, die Chlothar hatte mit viel Pracht ſchmücken laſſen. Freunde waren um ſie her und ſie feierten mit manchem Feſt ihre Herrſchaft. Fredegund thronte über den Menſchen, von denen ſie geprieſen wurde. Niemals iſt ſie ſo ſchön geſehen worden wie in jener Zeit, ſie gab Geſchenke den Armen, und Chilperich liebte ſie ſehr; durch ſie hatte er ja die Herrſchaft wieder gewonnen, die ſchon ſeinen Händen entfallen war.

Männer kamen aus Byzanz, die Topaſe, Amethyſte und grasgrüne Chryſopraſe zu ſchneiden verſtanden und in Gefäße von Gold wie auch in die Säume der Kleider einlegten. Sie wirkten Bilder in Teppiche, und in Gewänder Blumen, Vögel und kleine Kreuze. Sie erzählten von Theodora, der Tochter eines Bärenmeiſters im Zirkus, die Tänzerin geweſen war in den Hallen der Stadt, käuflich jedem, der ein Silberſtück gab. Nun aber war ſie Kaiſerin und herrſchte über Byzanz. Fredegund horchte gern dieſen Leuten, gab ihnen Geſchenke und behielt ſie im Haus, daß ſie ihr dienten und die Kammern des Königs ſchmückten nach ihrer Kunſt.

Löwen wurden fernher gebracht und Männer kämpften mit ihnen, einen hölzernen Schlägel in der Fauſt. In gewaltigem Anſprung wurde ihnen die Kehle durchgebiſſen; doch immer wieder kam ein anderer und verſuchte die Tiere. Fredegund ſaß hoch über ihnen, ihr Mund ſtand halb offen, es flimmerte um ſie, in ihren Augen war Freude. Rothad, der aus den Wäldern zurückgekommen war, traf den ſtärkſten der Löwen mit der bloßen Fauſt,

ſo daß ihm die Hirnſchale ſprang. Dann erhob er ihn in ſeinen Armen und trug ihn bis zum Sitz der Königin. Er war gänzlich vom Teufel beſeſſen und von Fredegund, der er wie ein Hündlein diente.

Der kleine Römer, der Fortunatus hieß, kam in die Stadt und fragte durch einen Diener, ob er eintreten dürfte. Mir ſtieg der Grimm auf, als ich es hörte. „Das iſt derſelbe," ſagte ich, „der am Hochzeitsfeſte des Königs mit jener Gotin ſo viel lügenhafte Worte geſprochen hat zum Lob der Fremden um einer Gabe willen, und wenig früher iſt er deines Ruhmes voll geweſen. Ich will ihn aus dem Hauſe treiben!"

Doch Fredegund lächelte. „Laß ihn doch eintreten!"

Der Menſch kam, duftend wie ein Roſenbeet, und beugte ein Knie vor Fredegund, ſo weit es ſeinem Dickbauche möglich war. „Herrlichſte aller Frauen! Königin des Abendlandes, vor der die Göttinnen des Olymps in Neid erblaſſen!"

Ich lachte laut über ſo törichte Reden, Fredegund ſagte ihm: „Du ſcheinſt geſonnen, mich zu preiſen?"

„Wen ſollte man preiſen als dich!" ſo ſprach der Römer heuchleriſch und hatte dabei einen Glanz in den Augen, als ob er die Wahrheit redete. Und doch wollte er nichts als einen goldenen Ring und Wein.

„Warum lobſt du mich? Kennſt du mich denn?"

Da breitete er die Arme aus und rief: „Wer kennte dich nicht, Fredigundis! Alle Herzen der Männer ſind von deiner Liebe voll! Deine Schönheit weckt den Neid der Kaiſerinnen im fernen Morgen-

land! Im Kampfe gleicht dir kein Mann und keiner an Weisheit im Rat der Könige! Deine Tugend ist ein leuchtendes Vorbild der Bräute Christi! Du bist Minerva an Weisheit, Venus an Schönheit, Diana an Keuschheit des Herzens!“

Ich glaubte, daß Fredegund jetzt lachen würde; sie aber schien sehr erfreut über diese Worte — und doch hatte er mit noch falscheren Galswinth einst gepriesen!

„Wer sind die Frauen, mit denen du mich vergleichst? Ich kenne sie nicht!“

„Göttinnen des Olymps, die hinter dir zurückstehen!“

Da fragte Bischof Bertram, der Fredegund immer nahe war (doch glaube ich nicht, was andere glauben, daß er bei ihr in der Kammer ruhte): „Bist du nicht ein Christ? Was redest du von Göttinnen der Heiden, die jetzt Dämonen sind?“

„Ich bin ein Christ!“ Der Römer zeichnete sich mit dem Kreuz. „Ich glaube an die Kirche Christi und an alles, was sie verkündet durch den Mund ihrer Diener!“

„Warum sprichst du dann von den Göttinnen der Heiden, als wären sie lebendig?“

„Es verleiht Schmuck der Rede! Stets haben die großen Dichter unseres Volkes so gesprochen!“

„Narr du!“ lachte Bertram.

Der Königin behagte jedoch sein Geschwätz und sie verhieß ihm eine Gabe.

Fortunatus sprach mit Falschheit: „Nichts begehre ich als eine Blume, die dir am Busen geruht!“

Da ging ein Lachen durch den Saal, so laut,

daß man nichts mehr von dem hörte, was der Römer sonst noch geredet haben mochte in seiner Lügenhaftigkeit.

Fredegund duldete ihn im Haus und gab ihm eine Kammer bei Luftspringern und Löwenwärtern.

An jedem Abend stieg die Königin in das Schilf des Flusses und schwamm zwischen den Schwänen. Ich kannte den Ort und einmal sah ich sie eng geschmiegt einem unbekannten Mann. Sie hielten sich umschlungen, während ich in meinem Schmerz weinte.

Ich wurde krank und lag viele Tage mit einem zehrenden Fieber. Ich mied Fredegund, die Ursache meines Jammers am Leib und an der Seele.

19.

Brunichild war mit ihrem jungen Sohn Childebert nach Rotamagin entkommen, die Feinde Chilperichs scharten sich um sie. Die Herzöge setzten Childebert, der erst fünf Jahre alt war, auf den Schild und machten ihn zum König über das Reich Sigiberts, Brunichild sollte mit ihnen zusammen die Herrschaft führen. Als Chilperich dies vernahm, schickte er zu Guntram mit Geschenken. „Ich will vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist, aber wir können nicht dulden, daß ein Kind König sei, und daß Brunichild alles nach ihrem Willen lenke im Reiche Sigiberts. Darum wollen wir ausziehen und das Reich Sigiberts teilen.“ So redete er durch seinen Boten zu Guntram.

Guntram war sogleich heimgekehrt, als er die Nachricht vom Tode Sigiberts erhalten hatte,

und er erwiderte den Sendlingen, sein Reich wäre groß genug, er forderte nicht das Erbe des Bruders.

Jetzt sandte Chilperich zu Merovech, seinem ältesten Sohn, der am Hofe Sigiberts gelebt hatte und sich in Rotamagin aufhielt, und befahl ihm zurückzukehren, denn er wollte ihn über viele Städte setzen. Merovech war zu der Zeit achtzehn Jahre alt und beim Tod seiner Mutter Audovera geflohen, weil er den Haß Fredegunds fürchtete. Er stand aber so sehr unter der Gewalt Brunichilds, daß er immer nur tat, was sie wollte. Er mißachtete den Befehl seines Vaters, ließ sich von Brunichild verleiten und nahm sie wenig Wochen nach dem Tod Sigiberts zur Frau. Der Bischof Prätextatus, der immer sein Freund gewesen und von Chilperich aus dem Lande vertrieben worden war, sprach über beide den ehelichen Segen. Brunichild mochte wohl schon vierzig Jahre alt sein.

Chilperich geriet in großen Zorn, als er dies hörte, denn es schien ihm Sünde gegen Brauch und kirchliches Gebot, daß Merovech die Witwe seines Oheims zum Weib genommen hatte; er machte sich mit einem Heer auf, um Merovech zu strafen und seine Ehe zu lösen, und umschloß mit den Seinigen die Stadt. Als Brunichild sah, daß sie ihm nicht entrinnen konnte, sandte sie nachts einen vertrauten Mann und gab ihm dies zu wissen: „Ich sehe ein, daß ich voreilig gehandelt habe, als ich deinen jungen Sohn Merovech zum Gatten nahm ohne deine Erlaubnis. Nun aber will ich es gut machen und Merovech in deine väterlichen Hände geben, wenn du dich mir und meinem Sohn Childebert und den Meinigen mild

erweiſeſt und uns mit allem Gut heimkehren läſſeſt. Du ſollſt auch gnädig mit Merovech verfahren.“

Wäre Fredegund bei ihm geweſen, Chilperich hätte nimmermehr Brunichild aus der Stadt gelaſſen; aber Fredegund ſaß in Paris bei Ringern und Löwen, bei Landerich und dem jungen Ratold, der ſie zum Bad geleitete in jeder Nacht. Und der König, der wußte, daß neue Kriegerſcharen aus dem Reich Sigiberts heranrückten, erwiderte der Brunichild, er hätte keine Feindſchaft gegen ſie und ihren Sohn, aber ſie ſollte ihm den Merovech und den Biſchof Prätextatus herſenden, daß er ſie ſtrafte; und ſie ſollte ihm die Tore der Stadt aufſchließen.

Brunichild ließ durch die Männer Sigiberts ihren Gemahl Merovech feſſeln und ſandte ihn zum König mit den Worten: „Es iſt das Gebot Gottes, daß der Sohn dem Vater gehorſam ſei, die Ehe, die wider das Geſetz der heiligen Kirche geſchloſſen worden iſt, kann nichts Gutes zeitigen.“ Den Prätextatus ſandte ſie mit Merovech zugleich. Der König wußte nicht recht, was er mit ſeinem Sohn beginnen ſollte, denn er hatte doch Mitleid mit ihm, und, die Wahrheit zu ſagen, war Merovech nur dem Willen der Brunichild erlegen. So ließ er ihn denn zum Prieſter ſcheren und ſandte ihn mit einigen Leuten in das Kloſter Aminſola, wo er ihn geſchützt glaubte vor Fredegund. Den Prätextatus aber, der immer gegen ſeinen Willen gehandelt hatte, ſperrte er in ein Haus (denn er wagte es nicht, dem mit dem heiligen Öl Geſalbten Feſſeln anzulegen), und verhieß ihm,

daß er vor ein Gericht der Bischöfe gestellt werden sollte.

Es gelang dem Merovech zu seinem eigenen Schaden, die Wächter zu täuschen, er zog sich eine Kappe übers Haupt, daß niemand seine Schmach sähe und floh in die Stadt der Türme zum heiligen Martin, wo er sich geborgen wähnte. — „Ich bin der Sohn des Königs!“ sprach er herrisch zu den Priestern. „Nehmt mich auf und gewährt mir Schutz gegen jeden Feind, daß Euer Heiliger nicht ungehalten sei!“

Sie wagten nicht, ihm zu widersprechen, aber sie fürchteten die Rache Chilperichs und sandten ihm Botschaft.

Chilperich geriet in arge Wut über den Ungehorsam und die Flucht seines Sohnes, und Fredegund wußte ihn noch aufzustacheln.

Der König forderte vom Bischof Gregor, daß er den Merovech aus der Kirche wiese und ihm in die Hand gäbe. Gregor erwiderte jedoch den Boten des Königs mit seinem ganzen Mut, daß keinem Menschen und auch nicht dem König Macht gegeben wäre über den, der sich zum Grab des Heiligen geflüchtet und die Decke seines Altars ergriffen hatte.

Da sandte mich Fredegund aus und befahl mir, ich sollte mit falschen Reden den Merovech aus der Kirche locken. „Wenn es dir gelingt, ihn zu töten, so will ich vergessen, daß du einmal untreu gegen mich verfahren bist! Und dem König wird es willkommen sein!“

Ich wollte alles tun, was Fredegund begehrte, um ihr zu beweisen, daß ich ein treuer Diener war.

Es fraß mir am Herzen, daß sie mir nicht mehr traute wie zuvor, seit ich durch Angilberga verhindert worden war, Sigibert zu töten. Sie sprach jetzt wenig mit mir und rief nicht mich, sondern den Ratold, wenn sie einen Dienst forderte.

Ich suchte mir ein paar Leute, gab ihnen Waffen, und wir ritten nach Turmin. Ich hatte mir aber ausgesonnen, daß ich den Merovech durch List täuschen wollte, denn ich wagte nicht, ihn in der Kirche zu töten, war die Rache des Heiligen doch schon oft wirksam gewesen. So ging ich denn mit falschem Herzen zum Bischof Gregor — alles dies habe ich ihm in Reue und Einkehr selbst bekannt, und der heilige Mann hat mir vergeben, was ich gegen ihn gesündigt! Ich sagte ihm, der König wollte nicht, daß seinem Sohn Übles geschähe, jedoch müßte er sich wieder ins Kloster von Amminsola begeben und dort von allen Menschen verborgen sein, auch vor den Königinnen, vor Brunichild nämlich, der er sich vermählt hatte, und vor Fredegund, die ihm Böses sann.

Der Bischof glaubte meinen trügenden Worten und führte mich selbst ins Gotteshaus, wo Merovech unter dem Schutz des Heiligen wohnte. — „Dieser Mann kommt als ein Friedensbote vom König", sprach Gregor. „Folge ihm nach Aminsola, dort wirst du deines Lebens versichert sein!"

Merovech besah mich mit argwöhnischen Augen und erwiderte: „Es ist Eberulf, der Diener Fredegunds, meiner Feindin, und er wird mir nichts Gutes bringen."

Gregor sah mich an, und mir schien, als könnte er in die Tiefen meines Herzens schauen. „Bist du

bereit," fragte er mich, „vor dem Altar des Heiligen einen Schwur zu tun und dich zu reinigen von jedem Verdacht?"

Ich wußte ihm nicht zu entgegnen, denn ich ſcheute den Heiligen und wagte doch nicht, Fredegund zuwider zu ſein.

„Du zögerſt?" fragte Gregor. „Du ſinnſt Übles!"

Merovech ſetzte hinzu: „Ich werde ihm nicht trauen!"

Da trat ich zum Altar und ſchwor über dem Gebein des Herrn Martin, daß ich Merovech nichts Böſes tun würde.

„Du haſt den Schwur Eberulfs gehört! Wagſt du nun, ihm zu folgen?"

Merovech beſann ſich noch eine Weile, dann ſprach er: „Ich will es wagen!" — Wir beſtiegen die Pferde und ritten mit den Bewaffneten des Königs aus der Stadt. Da ich geſchworen hatte, dem Merovech nichts Böſes zu tun, wollte ich nicht ſelbſt Hand an ihn legen und befahl den Männern, daß ſie ihn mit ihren Spießen töteten. Sie vollbrachten es, und wir begruben den Leichnam unter einer Platane, ſo tief unter den Wurzeln, daß ihn die Wölfe nicht herauswühlen konnten. Denn Merovech war doch eines Königs Sohn geweſen. Ich ſchnitt ſelbſt ein Kreuz in den Stamm ein, daß der Schwur, den ich getan hatte, nicht auf mich zurückfiele.

Fredegund war ſehr froh, als ich ihr die Botſchaft brachte, und ſie nahm mich wieder als ihren Freund auf. Aber oft mußte ich daran denken, wie ich den jungen Merovech um ſein Leben betrogen hatte der Fredegund zulieb, und einmal,

bei Nacht, erſchien mir der heilige Martin und ſchleuderte mich in den tiefſten Pfuhl der Hölle. Sag mir doch, flehte ich in Angſt zu dem Heiligen, was ich hätte tun ſollen? Muß ich nicht meiner Herrin gehorſam ſein? — Der Heilige hob die Hand auf, und die Mauern wichen vor ſeinem Gebot. Da ſah ich Fredegund, die in den Armen Landerichs lag, ſodann in den Armen des ſchönen jungen Ratold und endlich bei ihrem eigenen Bruder Dracolen, dem ſie verbuhlt war ſeit je.

Ich klagte auf und weinte in Gram und Verzweiflung, daß ich mir die Hölle gekauft hatte.

20.

Chilperich trauerte ſehr um ſeinen letzten Sohn, der nun auch verdorben war durch mich. Er achtete nicht der Wettkämpfe, die Fredegund ſo ſehr liebte, ſaß oft mit dem Biſchof Saffarach zuſammen und führte düſtere Reden. Einmal hörte ich, wie er ſagte: „Meine Kinder ſind mir genommen worden wegen meiner Schuld. Weil ich die Söhne meines Bruders getötet habe, darum hat mir Gott meine Söhne genommen. Fürwahr, Gott iſt gewaltiger als die Könige der Franken, denn auch Chlothar, mein Vater, hat ſterben müſſen, und ſelbſt der große Chlodovech, deſſen Reich doch größer geweſen iſt als das Reich aller anderen Könige!“

„Du ſprichſt die Wahrheit!“ erwiderte ihm der Biſchof.

„Ich weiß auch nicht, ob ich noch jemals einen Sohn haben werde,“ fuhr der König fort, „denn mein Weib Fredegund iſt in Sünden verſtrickt, wie ich ſelbſt, und vielleicht wird ſie unfruchtbar

ſein fortan, nachdem unſer Kind Dagobert geſtorben iſt.“

„Das kann Gott fügen, wie es ihm beliebt“, erwiderte Saffarach.

„Ich will auch jenen Prätextatus, den ich verſchloſſen halte, frei geben, ohne Gericht. Er hat zwar hart gegen mich gefehlt, weil er ſich geweigert hat, den Segen über mich und Fredegund zu ſprechen, wie ich ihm befohlen habe, und mir zum Trotz hat er die Brunichild dem Merovech angetraut und ſo das Gebot der Kirche mißachtet. Aber ich will ihn doch freigeben, denn er iſt ein Geweihter, und es iſt wohl möglich, daß Gott die Beſtrafung ſeines Dieners an mir rächte.“

„Das könnte geſchehen!“ erwiderte Saffarach.

„So verkünde dem Prätextatus, daß ich ihn nicht mehr mit meinem Haß verfolgen will, und daß er frei ausgehe. Sag ihm auch, daß er für mein Wohlbefinden bete und Gott nicht vergeſſen laſſe, wie gut ich an ſeinem Diener getan!“

Der König ſann eine Weile, dann ließ er ſeine Herzöge Landerich und Rantgar rufen und ſprach: „Es könnte ſein, daß ich ohne einen Leibeserben dahingehe. Dann ſoll Childebert, der junge Sohn meines Bruders Sigibert, der auf ſo elende Art umgekommen iſt, mein Erbe ſein und das Reich in Beſitz nehmen, das ich vom Vater habe. Geht zu Brunichild und ſagt ihr, daß wir einen Bund ſchließen wollen, und daß Childebert mein Erbe ſei!“

Die Herzöge reiſten nach Remi, wo der Knabe Childebert ſaß, indes in Wahrheit Brunichild alle Macht in den Händen hatte; ſie meldeten ihr die Worte des Königs.

„Ihr sprecht gut!“ erwiderte Brunichild. „Wir wollen Verträge machen und sie mit festen Eiden beschwören, wir wollen uns Geschenke geben, einer dem andern, daß wir einander beistehen in jeder Not, und daß Chilperich meinen Sohn zum Erben einsetzt über sein Reich. Gut wäre es, wenn er diese Frau von sich jagte, die so viel Böses ausgesonnen hat!“

„Das gedenkt unser König nicht zu tun!“ erwiderte ihr Landerich. „Willst du einen Bund schließen und Eideshelfer stellen unter den Großen deines Reiches? Oder sollen wir heimkehren?“

„Ich will es tun!“ erwiderte die Königin. „Und wir wollen jeder ein Heer gegen Guntram ausrüsten, gleich stark beide, damit die Herrschaft dieses Säufers ende!“

Sie machten Verträge und schworen sich Eide zu. In Sessonib sollten die Könige zusammentreffen und Chilperich würde seine Lanze in des Neffen Hand legen als ein Zeichen der Erbschaft. Brunichild sandte reiche Geschenke, einen Tafelaufsatz von Silber, acht Pfunde schwer, und auch vier weiße Hengste für Chilperich; der Fredegund sandte sie keine Gaben.

Fredegund wollte kein Bündnis mit Brunichild. Aber sie bedachte sich und stimmte bei, denn sie hoffte, daß Guntram besiegt und ihm sein Reich entrissen würde. Sie sprach zu Chilperich: „Hüte dein Erbe! Ich will dir einen Sohn gebären, besser als deine anderen Söhne!“

Aber der König hatte, so glaube ich, schon seinen Sinn gewandt, er wollte das Reich Guntrams für

ſich behalten und nimmermehr Childebert zum Erben einſetzen.

Wir ritten nach Seſſonib, Fredegund hatte alle ihre Diener entboten. Ich war begierig, Brunichild zu ſehen, aber ich erwartete wenig Gutes, wenn die beiden Königinnen aufeinanderträfen. Und es geſchah, wie ich befürchtet hatte.

Zu gleicher Stunde, ſo war es beſtimmt, ritten Chilperich und Fredegund vor die Pfalz, und von drüben her Brunichild mit ihrem jungen Sohn, umringt von den Herzögen Sigiberts.

Brunichild ſaß gewaltig auf einem Schimmelhengſt, ihr Haupt, das einen Helm trug, überragte die Männer. Hätte ſie einer in der Wildnis getroffen ohne Namen noch Knecht, er hätte erkannt, daß ſie eine Königin war. Sie rief Chilperich und führte ihm den Knaben zu, der, von einem Kämmerling geleitet, auf einem Fohlen ſaß. Chilperich küßte den Neffen und küßte Brunichild. — „Komm!“ ſprach ſie. Sie wandte ihr Pferd und ritt zwiſchen den Königen in das Tor ein. Es ſchien, als hätte ſie Fredegund nicht geſehen.

Fredegund war erbleicht, hinter Brunichild mußte ſie in den Hof reiten! Aber es gelang ihr, als erſte an die Stufen des Hauſes zu kommen. Ich hob ſie vom Sattel und ſie ſchritt, das Gewand ſchleifend, langſam über die Treppe.

Brunichild zügelte ſtraff ihr Pferd. „Was iſt dies?“ fragte ſie. „Gehen hier Mägde vor Königinnen?“

Fredegund ſtand oben. Sie lächelte, als hätte ſie nichts vernommen. — „Angenehme Gäſte!“ rief ſie. „Helft doch der Witwe unſeres Bruders!“

„Wer ist der Bruder dieser Frau?“ höhnte Brunichild.

In mir sprach eine Stimme: Dracolen, der Sumpfsasse!

Aber Fredegund erwiderte trotzig: „König Sigibert!“

Brunichild lachte. Sie kehrte sich zu Chilperich. „Entstammt deine Bettbuhle dem Hause Chlothars?“ — Sie stand hoch im Bügel. „Ich bin die Tochter eines Königs, die Schwester eines Königs, die Mutter eines Königs, das Weib eines Königs!“

„Eines Königs, den Würmer fressen!“ — Laut hatte es Fredegund gerufen.

„Mörderin!“ heulte Brunichild. Sie glitt vom Pferde, faßte Fredegund mit beiden Händen und würgte sie.

Gewaltig rangen die Königinnen. Fredegunds Wildkatze fauchte hoch auf, biß der Brunichild ein Ohr ab und verschlang es. — „Nimmermehr sollst du Knaben verführen, du üppige Königin!“ schrie Fredegund außer Atem. Sie kämpfte wie einer der mähnigen Löwen, das Blut der Feindin troff von ihren Tatzen. Aber Brunichild schwang ein Büschel rotes Haar.

Der junge Childebert weinte laut. Herzog Gundoald hob ihn auf seinen Sattel und barg ihn unterm Schild. Argwöhnisch sah er auf Chilperich.

Der König und die Herzöge waren abgesprungen und mühten sich, die Frauen zu scheiden. Sie standen nun Auge in Auge, jede gehalten von Männern. Brunichild spie aus, trat zu ihrem Pferd und schien ruhig wie je. Fredegund schnob mit lechzenden Lippen, Kraft brach aus ihren

Augen, jauchzte ihr durch die Glieder und Leib. Ihr Busen quoll aus dem Gewande, das in Fetzen hing.

Es wurde nicht mehr von Erbschaft und Bündnis gesprochen. Schweigend ritten wir heim.

21.

Bischof Prätextatus war nach dem Worte Chilperichs freigegeben worden. Er kam ins Haus, ihm Dank zu sagen, aber zu seinem Unglück traf er die Königin, als er über die Treppen schritt.

„Bist du hier?“ fragte sie, „und solltest doch längst gestraft sein für deine Tücke!“

„Niemals bin ich tückisch gewesen!“ erwiderte ihr der tapfere Mann. „Was ich getan habe, das kann ich vor Gott und vor den Menschen bezeugen!“

„Das kannst du nicht! Hast du nicht einst den König bewegen wollen, mich nicht zum Weib zu nehmen, weil du jenem Buben, dem Merovech, freundlich gesinnt warst und ihn auf den Thron setzen wolltest anstatt Chilperichs?“

„Du irrst, Königin! Verboten ist, daß ein Mann zwei Frauen habe!“

Fredegund lachte höhnisch. „Eine Frau nur hat Chilperich!“

Der Bischof sah nieder.

Sie aber fuhr fort: „Ist nicht auch verboten, Blutsfreunde durch die Ehe zusammenzugeben?“

„Das ist wahr.“

„Und doch hast du es getan!“

„Ich leugne es nicht“, erwiderte Prätextatus. „Aber geringer scheint mir dies als jenes.“

„Geringer ist stets, was dir behagt! Doch darüber werden die Bischöfe richten!“

„Der König hat verkündet, daß ich frei ausgehe!“

„Hat er dir Freiheit verkündet? Nun, so will ich dir Strafe verkünden!“ — Sie suchte Chilperich und sagte ihm: „Kann es wahr sein, daß du einen frei gibst, der dich töten wollte und einen anderen an deiner Stelle zum König einsetzen?“

„Von wem sprichst du?“

„Von Prätextatus, dem arglistigen Bischof, der deinen jungen Sohn der Brunichild vermählt hat, wenig Tage, nachdem sie zur Witwe geworden! Du weißt, daß sie uns nur Böses sinnt! Sie wollte dich töten und mit Merovech die Herrschaft teilen!“

„Woher hast du dies?“ — Der König erbleichte.

„Ich stelle dir Zeugen! Aber befiehl, daß jener Prätextatus festgenommen werde! Sonst könnte er neues Unheil gegen dich weben!“

Chilperich ließ den Prätextatus sogleich gefangen setzen und befahl dem Saffarach, daß eine Versammlung aller Bischöfe berufen werde, um über ihn Recht zu sprechen, denn Chilperich wagte nicht, den Gesalbten unter sein Urteil zu beugen.

Die Bischöfe kamen von ihren Städten herbei und versammelten sich nah dem Haus des Königs in der Kirche des heiligen Apostels Petrus. Chilperich erschien mit Fredegund und seinen Bewaffneten, die vor dem Tore blieben. Beim Eintreten sagte mir Fredegund: „Nun soll dieser Mann büßen, daß er sich geweigert hat, mich mit dem König zu trauen!“

„Der König sprach: „Du bist ein Freund meines Feindes Merovech gewesen, der doch als ein Sohn hätte gegen mich handeln sollen. Und du hast ihn

mit Brunichild, der Witwe ſeines Oheims, vermählt, was nach den Geſetzen der heiligen Kirche verboten iſt.“

„Das iſt wahr“, erwiderte Prätextatus. „Und ich will die Buße hiefür erdulden.“

„Doch nicht das Schlimmſte iſt dies von allem, was ich dir vorwerfe. Du haſt Geſchenke unter das Volk ausgeteilt, um es gegen mich zu erregen und dem Merovech willfährig zu machen, daß er mich töte und König ſei ſtatt meiner, wie er es mit Brunichild beredet hat!“

Als Chilperich dies mit lauter Stimme geſprochen hatte, entſtand ein Murren unter der Menge der fränkiſchen Krieger, die vor der Kirche ſtanden, ſie ſchlugen mit ihren Äxten an die kupferne Tür. „Steinigt ihn!“ riefen ſie.

Aber der König verwies ſie zur Ruhe und fragte den Biſchof, was er ihm zu entgegnen hätte.

„Dies alles, was du mir zur Laſt legſt, habe ich niemals getan!“

„Männer ſind da, zu zeugen!“

„Und Kämpfer, deine Schandtaten vor Gottes Angeſicht zu erweiſen!“ rief Fredegund. Wieder erhob ſich ein Murren vor der Tür.

„Wo ſind deine Zeugen?“ fragte Prätextatus.

Einer trat hervor, ein Menſch, den ich niemals geſehen hatte, und wies einen goldenen Armreif, den er von Prätextatus empfangen.

„Das iſt wahr“, ſagte der Biſchof. „Doch dieſer Mann iſt als ein Diener und Abgeſandter des Grafen Aunachar zu mir gekommen und hat mir vom Grafen ein Paar ſchöne Pferde gebracht. Mußte ich ihm nicht erwidern mit einer Gabe?“

„Ein Freund Brunichilds ist Aunachar!“ rief die Königin.

„Das ist die Wahrheit“, sprach Prätextatus.

Wieder erhob sich Murren unter den Kriegern, die jetzt die Tür geöffnet hatten und in die Kirche drängten. Der König befahl ihnen Ruhe.

„So wirst du immer einen Ausweg finden!“ sprach er erzürnt. Dann kehrte er sich zu den Bischöfen. „Erwäget nun, was diesem Manne gebührt!“ — Er ging mit Fredegund, und die Bischöfe blieben bei einander sitzen. Ich wahrte das Tor mit einigen Bewaffneten, daß keiner eingehe noch ausgehe, und so vernahm ich, was sie redeten.

Gregor, der Bischof des heiligen Martin, stand auf und sprach: „Wenn Ihr diesen redlichen Priester verlasset, so wird niemand mehr Achtung vor Euch haben! Gering ist sein Vergehen, aber Feinde suchen seinen Untergang!“

Doch keiner der Bischöfe wagte ein Wort zu reden; sie fürchteten Chilperich und Fredegund, die den Prätextatus, wie allen bekannt war, zu verderben suchte.

Gregor sprach weiter: „Fürchtet nicht den Zorn der Menschen! Fürchtet Gott und die Wahrheit und dienet nur ihr! Erinnert Euch, wie geschrieben steht: Wenn aber das Schwert käme, Ihr Wächter, und nähme einen hinweg, der Euch übergeben ist, so will ich sein Blut von der Wächter Hand fordern! — Schweigt also nicht, sondern redet und offenbaret dem König seine Sünde, daß ihr nicht schuldig werdet an ihm!“

Allein die Bischöfe saßen wie betäubt und schwiegen. Hierauf gingen sie auseinander.

Dem König und der Königin wurde hinterbracht, was Gregor, den alle sehr ehrten, gesprochen hatte. Fredegund befahl mir: „Nimm eine Pferdelast Silber, geh, wenn es Nacht geworden ist, zum Hause Gregors und sag ihm, daß ich ihm dies sendete, ihn jedoch bäte, mir nicht zuwider zu sein. Er möge nicht gegen die Bischöfe reden, denen Prätextatus schuldig dünkt!“

Gregor trat aus seiner Schlafkammer, als ich zu ihm gekommen war. Er sagte: „Und wenn Ihr mir tausend und abertausend Pfunde von Gold und Silber gäbet, könnte ich wohl anders tun, als der Herr geboten hat? Melde es denen, die dich hergeschickt haben und die ich nicht kennen will!“

Am Morgen sandte die Königin die Bischöfe Saffarach und Bertram abermals zu Gregor, denn sie fürchtete, daß das Wort der anderen nicht gelten werde gegen seines. Doch Gregor gab ihnen dieselbe Antwort, die er mir gegeben hatte.

Die Bischöfe kamen wiederum in der Kirche zusammen, Chilperich und Fredegund traten unter sie wie das erstemal. Alle Bischöfe, nur Gregor nicht, sprachen das Urteil aus, daß sich Prätextatus gegen die Satzungen der heiligen Kirche vergangen hatte und daher seiner Würde verlustig sei. Chilperich schickte ihn in die Verbannung, und sie setzten den Melantius, der viel in den Schatz des Königs gezahlt hatte, in sein Amt.

Nachdem über Prätextatus Recht gesprochen war, ließ der König den Diakon Austasius herbeirufen, der Fredegund übel verleumdet hatte, und fragte ihn, wie er es hatte wagen dürfen, die Königin zu lästern.

„Die Wahrheit habe ich gesprochen!“ erwiderte der Mensch heftig. „Jedermann weiß, daß sie eine Ehebrecherin ist!“

Der König sprang auf und schrie in Wut: „Solches redest du vor meinem Angesicht?“

„Ich spreche die Wahrheit!“

„Recht wäre es, sogleich mit dem Blut dieses Lügners und Verleumders den Boden der Kirche zu netzen!“ rief der König, zu den Bischöfen gewendet. „Aber ich will nicht in meiner eigenen Sache und in der Sache meines Weibes Richter sein. Fragt ihn nach dem Gesetz!“

Da erhob sich Gregor und fragte den Diakon, ob er Zeugen hätte für seine Beschuldigung.

„Zeugen habe ich nicht, denn in solchen Dingen sind niemals Zeugen zu finden. Aber viele Menschen wissen, was die Wahrheit ist!“

„Nenne uns diese Menschen!“

Da wußte er niemand zu nennen. Der König und die Königin verließen den Ort, die Bischöfe gingen in die Sakristei, um zu beraten. Sie kamen bald wieder, und Gregor verkündete: „Schuldig ist Austasius, bisher Diakon in der Kirche des heiligen Hilarius, unsere Königin gekränkt zu haben vor allem Volk an heiliger Stelle! Mißbraucht hat er das Amt, das ihm gegeben ist. Darum sei es ihm wieder genommen!“

Feierlich trat Gregor zum Hochaltar, schlug das Kreuz über sich und die Bischöfe, die in einem halben Kreis um ihn her standen, und wiesen Austasius zur Kirchentür. Dort nahmen sie ihm das Priesterkleid und reichten ihm, als er bloß und

nur im Hemde ſtand, eine braune Decke. Gregor ſprach über ihn die Worte des Bannes aus:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Kraft der Gewalt, die den Apoſteln verliehen iſt und denen, die ihnen nachfolgen, zu binden und zu löſen im Himmel und auf Erden! Wir Biſchöfe des Frankenreiches, die wir hier verſammelt ſind, wir beſchließen, daß Auſtaſius, bis heute Diakon an der Kirche des heiligen Hilarius, der das heilige Gebein beſchmutzt hat mit ſeinem verleumderiſchen Wort, der unſere Königin, Vorbild jeder Tugend, geläſtert hat, nicht nur vor dem Volk, ſondern auch vor dem König und uns verſammelten Biſchöfen, wir erkennen, daß du, Auſtaſius, nicht mehr Prieſter biſt von Stund an, daß du gelöſt wirſt aus dem Schoße der heiligen Mutter Kirche, daß du ausgeſtoßen biſt aus jeder Gemeinſchaft der Chriſten, in dieſem Leben und im andern auch! Kein Chriſt darf fortan den Gruß dir bieten, ſeine Hand dir reichen! Kein Prieſter dir die heilige Meſſe leſen, dir die heilige Kommunion des Leibes und Blutes unſeres Herrn erteilen! Kein Chriſt eſſe mit dir, trinke mit dir, ſpreche mit dir, biete dir ein Obdach! Verflucht biſt du von Gott, dem Vater und Schöpfer! Verflucht biſt du von Gott dem Sohn, dem Erlöſer der Menſchen! Verflucht biſt du vom heiligen Geiſt, der ſich in der Taufe ausgießt über uns! Verflucht biſt du vor dem Angeſicht aller Heiligen, die in Gottes Gnade ſtehen! Verflucht an jeder Stelle, wo du dich aufhältſt, wo du gehſt, wo du ſtehſt, wo du liegſt, im Haus, auf dem Feld, auf allen Wegen! Verflucht wachend und ſchlafend, im Leben und

im Tode! Verflucht alle Kraft deines Blutes, jedes Glied deines Leibes! Den ewigen Höllenqualen bist du übergeben mit Kain, dem Menschenmörder, mit Judas, dem Gottesmörder! Wie das Feuer im Wasser auslischt, so erlösche dein Licht!“

Die Bischöfe riefen wie mit einer Stimme: „Verflucht! Verflucht! Verflucht!“

Die Männer, die an der Türe standen, trieben den Austasius mit Schlägen in die Friedlosigkeit.

Schrecklich klangen mir die Worte im Herzen, die Gregor gesprochen hatte. Ich schlich hinaus und saß in der Dunkelheit meiner Kammer. War nicht der Fluch auf mich selbst gefallen? Hatte ich ihn nicht hundertfach verdient?

Ich bebte in Angst, bis es an die Türe schlug. Ein Knecht rief mich zur Königin.

Ich erzählte ihr von der Verfluchung des Austasius, der sie geschmäht und verleumdet hatte. Fredegund lächelte mit halb offenen Augen, als sie es vernahm, und kraute die Wildkatze. Sie aß Honigkuchen und Ingwer.

Da schauderte mir vor Fredegund, ich ging zum Hause des heiligen Bischof Gregor. Ich wollte mich in den Staub werfen und bekennen, wie ich gesündigt hatte Tag für Tag; ihn bitten, daß er die schwerste Strafe auf meine Schultern bürdete.

Lange stand ich vor seiner Tür, kein Licht war mehr im Haus. Ich will ihn nicht wider aufscheuchen, erwog ich, da ich diese Nacht gekommen bin, ihn zur Lüge zu verleiten! Morgen will ich vor ihn hintreten zu einem neuen Leben!

Ich ging durch die Straßen und achtete nicht auf den Weg. Dieser Diakon hat die Wahrheit

gesprochen, als er Fredegund des Ehebruches schuldig nannte! Weiß ich doch selbst, daß sie mehr als einen Buhlen hat! Und für die Wahrheit haben sie ihn aus der Gemeinschaft der Menschen und aus der Gnade Gottes gestoßen! Der Verzweiflung und dem Tod haben sie ihn übergeben! Ich aber tue Böses im Dienst der Fredegund, und Böses werde ich tun fort und fort!

Ich lehnte lang an einer Mauer und sann in Betrübnis. Da kam ein Mädchen mit rotem Haar und fragte mich, ob ich Geld hätte. Ich ging mit ihr und blieb bis an den Morgen.

22.

In diesem Winter gebar Fredegund einen Sohn, und der König freute sich so sehr mit ihm, daß er alle Gefangenen freigab und an seinen Bruder Guntram Boten sandte, die Kunde hinzubringen und einen neuen Frieden zu beschwören. Chilperich fürchtete, daß dem Knaben durch den Blick boshafter Menschen ein Leid angetan werde, und daß er vielleicht sterben könnte wie das erste Kind; darum brachte er ihn auf den Hof Brenna, und Fredegund war bei ihm. Sie blieb dort während des Winters und des Frühlings und ernährte ihren Sohn. Was auf Brenna geschah, weiß ich nicht zu sagen, denn ich weilte damals beim König.

Chilperich dachte jetzt wiederum seines Sohnes Merovech, der durch mich getötet worden war. Er hatte lange Zeit über die Sache geschwiegen, so daß ich glaubte, er hätte den Merovech schon vergessen, aber eines Morgens ließ er mich und die Leute herbeiholen, die damals bei mir gewesen

waren, und fragte uns finsteren Blickes, auf welche Art Merovech gestorben wäre. Er drohte uns mit Folterung, wenn wir nicht die Wahrheit bekennten.

Da sagte einer von den Männern, daß die Königin den Mord befohlen hätte durch mich.

„Das lügst du!“ rief ich. „Ich allein hab es befohlen, die Königin wußte es nicht!“

„Warum wolltest du, daß mein Sohn stirbt?“ fragte der König mit böser Miene.

Ich vermochte ihm nicht zu erwidern, und Chilperich sandte mich in den Keller hinab, der jetzt leer war, denn er hatte alle Gefangenen befreit. Ich saß in Bekümmernis und Trauer. Aber ich mußte erkennen, daß ich den Tod verdient hatte um Merovech, und nicht allein um ihn, sondern um andere Schandtaten auch, denn ich hatte die Königinnen Audovera und Galswinth mit eigenen Händen erdrosselt und den jungen Chlodovech mit dem Dolch getötet. Gern hätte ich Fredegund noch einmal gesehen, aber sie weilte auf dem Hof Brenna.

Andern Tags führten mich Bewaffnete zum König. „Ehe du deine Strafe erduldest, sollst du mir den Leichnam meines Sohnes herbringen, daß ich ihn bestatten könne nach den Geboten der Kirche!“

„Ich werde das Grab finden,“ sagte ich ihm, „denn ich habe ein Kreuz darauf geschrieben.“

Sie gaben mir ein Pferd und ich ritt waffenlos und als ein Gefangener mit den Männern, die ich oft genug selbst geführt hatte. Ich suchte lang, endlich glückte es mir, die Platane zu finden, unter der Merovech begraben lag. Ich wies ihnen das Kreuz, das ich selbst in den Stamm geschnitten,

und einer, dem ich schon manchmal Gutes getan, Egfrit hieß er, sprach: „Vielleicht daß du mit dieser frommen Tat dir das Leben erkaufst! Wir wollen dem König berichten, daß wir das Kreuz gesehen haben!“

Sie gruben die Erde auf und fanden den Leichnam Merovechs. „Ihr könnt nun bezeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe“, sagte ich zu ihnen. „Meldet dem König alles!“

„Wir werden es tun!“ erwiderten sie. Ich aber bedachte: Wenn ich jetzt zu Fredegund kommen könnte, so würde sie mich vielleicht vom Tode lösen. Ich versprach den Leuten, daß ich ihnen alles geben wollte, was ich besaß, wenn sie mit mir auf den Hof Brenna ritten, wo Fredegund mit dem jungen König weilte. „Nicht mehr als einen Tag werdet Ihr versäumen! Beeilen wir uns, so können wir morgen vor Nacht beim König sein!“

Sie ließen sich durch Egfrit bewegen und erfüllten meine Bitte.

Hinter uns ging ein Mann. Er blieb ferne und rief: „Lasset ein Stück Brot auf Eurem Weg, Ihr Menschen!“

„Austasius ist es, der Verfluchte, dem kein Christ nahen darf!“ sagten die Männer. Sie hoben Steine auf, ihn zu verscheuchen.

Ich aber winkte ihm und legte heimlich einen Laib Brot auf den Wegesrand, denn ich fühlte den Schmerz dieses Menschen, der wie ein gejagtes Tier leben mußte und der Hölle übergeben war ohne Erbarmen.

Fredegund wiegte ihren Sohn und ernährte ihn mit der Milch ihres Leibes. „Der König will

mich töten," sagte ich, „weil er Merovechs wieder gedenkt! Nun komme ich zu dir als ein Gefangener, daß du mir vielleicht helfest!"

Fredegund blickte auf mich. Sie war schöner als jemals zuvor und sie schien mir ruhig und erfüllt von Freude, als sie das Kind in den Armen hielt. Der Knabe war schwarz, und ich wunderte mich darüber, denn Chilperich trug helle Locken. — „Wenn ich dir helfen kann, dann will ich es tun!" sprach sie. „Aber es ist mir unmöglich, jetzt mein Kind zu verlassen und dir nach Paris zu folgen!"

„So werde ich dich niemals wiedersehen, um die ich so vieles begonnen habe!"

Fredegund sann. „Du bist immer mein Freund gewesen, Eberulf! Wir wollen einen Boten zu deinem Vater hinsenden und ihm sagen lassen, er möge dich vom König frei kaufen durch große Gaben. Denn Chilperich plant einen Kriegszug gegen Childebert und Brunichild, wenn der Sommer die Wege gangbar macht. Darum braucht er Männer und Gold."

„Mein Vater wird nichts geben!"

„Wird er dich sterben lassen?"

„Das könnte sein!"

Sie stand auf. — „So will ich den König bitten, daß er mild gegen dich verfahre!"

Ich dankte ihr und sprach: „Wie gut bist du zu mir, Fredegund!"

Sie strich mir mit einem Lächeln übers Haar.

Doch sie sandte ohne mein Wissen zum Vater, ob er mich vom König lösen wollte. Den Wächtern, die mich hergeführt hatten, befahl sie zu verharren.

Schritte waren nachts vor dem Haus, ein Schatten hob sich aus dem Grase.

„Zurück von mir!“ sprach der Kommende. „Ich bin aus aller Gemeinschaft der Menschen gesetzt, elender als der Aussätzige, der noch das Wort des Herrn vernehmen darf hinter hölzernen Wänden, ferner von Gott als das Tier der Wildnis! Ohne alle Gnade bin ich der Hölle übergeben!“ — Es war Austasius, der so schmerzhaft redete.

Rothad, der tolle Mönch, faßte ihn. „Freund, Bruder, der der Hölle entgegenwandelt! Freu dich deines Weges!“

Austasius riß sich los. — „Zu Gott sehne ich mich, nur zu ihm, wie ich auch verflucht und verworfen sei!“

„Tor! Durch die Hölle findest du den Weg zu Gott! Ihre Flammen allein löschen den Brand des Herzens! Blutzeugen wir! Söhne der Qual!“ — Ein Schatten hob riesig die Arme auf. „Komm! Komm endlich, erlösende Hölle! Daß ich Gott schaue in der ewigen Pein! Gott, der das Böse schafft!“

„Bist du Mensch oder Teufel?“ schrie Austasius in Entsetzen.

„Diener des Kommenden! Knecht der Heiligen!“

„Welcher Heiligen?“

„Fredegunds!“

„Schweig von der Buhlerin! Von der Verfluchten, die mir Leib und Seele verderbt, weil ich Wahrheit zeuge!“

Mit jähem Sprung lag der Schatten des Riesen über ihm, sie rangen, bis Austasius verröchelte.

Rothad ſchwand in die Nacht. Ich hörte wiederum ein fernes Heulen, wie ich es einſt ſchon vernommen — mir graute vor allem, was ſich begab.

Bis an den Morgen lag ich in Angſt vor dem Bild des Gekreuzigten. Auſtaſius iſt zur Hölle gefahren, Rothad brennt lebendigen Leibes dem Abgrund zu, wie nah bin ich der Verderbnis!

Ich ging nicht aus der Kammer. Mehr als das Schwert des Henkers fürchtete ich jetzt Fredegund.

Der Bote, den Fredegund ausgeſandt hatte, kam wieder und brachte das Wort meines Vaters: „Hat er ſich dem blutigen König als ein Knecht verdingt, ſo mag der blutige König ihn töten!“

Doch hinter dem Boten kamen zwölf Maultiere, beladen mit reichem Gut, die hatte Angilberga gerüſtet, als ſie vernahm, daß ich ſterben ſollte. — „Sie lebt im Haus deines Vaters und hat all ihr Erbe für dich hingegeben. Eine Bettlerin iſt ſie fortan!“ — So ſprach der Bote.

„Ei ſieh!“ lachte Fredegund. „Haſt du ein braves Liebchen daheim?“ — Sie ſandte Herzog Landerich mit den Schätzen zum König. Der Leib Merovechs wurde inmitten des Goldes getragen.

Gregor, der Biſchof von Turmin, ſprach die Gebete über den Toten.

Der König ſah die Schätze und hörte die Bitten Landerichs, aber er blieb hart. „Du ſollſt ſterben! Denn du haſt meinen Sohn getötet!“

Gregor hielt ihm das Kreuz vor und bat für mich im Namen des Allerbarmers. „Räche dich nicht an dem Dolch, den eine Fauſt gezückt!“

„Auch Fredegund bittet für ihn!“ ſagte Landerich. „Das iſt die erſte Bitte, die ich ſeit der Ge-

burt unſeres Sohnes vor dich bringe! Weigere ſie mir nicht! — So hat die Königin geſprochen.“

Da willfahrte der König den Bitten Fredegunds und des Biſchofs; er gab mich frei und nahm das Wergeld, das ich gebracht hatte. Biſchof Gregor hat aber an mir getan wie ein Heiliger des Herrn und hat alles Üble vergeſſen, das ich gegen ihn begangen und gegen Merovech, den er beſchützt glaubte in ſeiner Kirche.

Der König ließ den Leichnam ſeines Sohnes in einen prächtigen Sarg legen, den zwei ſilbergeſchmiedete Engel beſchirmten. Beim Glanz vieler Kerzen wurde Merovech in der Kirche des heiligen Vincentius zu Grabe getragen. Ich ging hinter dem Sarg und weinte, daß ich den Jüngling getötet und Chilperich ſo großen Kummer zugefügt hatte.

Schmerzhaft fühlte ich, wie die Rache Gottes näher kam. Ich floh weit fort, legte mich an einen Straßenrand und mußte weinen über meine Schuld.

Wie ich da lag, hörte ich den Hufſchlag eines Pferdes. Zu meiner Verwunderung erkannte ich den Grindio, meines Vaters Knecht. Ich rief ihn an und er blieb vor mir ſtehen.

„Biſt du es, Eberulf?“ fragte er und ſah auf mich wie auf ein ſeltenes Tier, das man im Walde trifft.

„Ich bin es! Und du biſt Grindio! Biſt du in der Stadt geweſen? Und reiteſt du heim?“

„Ich habe das Begräbnis Merovechs geſehen.“

„Wer hat dich zum König geſandt?“

„Zum König hat mich keiner geſandt, aber für

Angilberga bin ich hergekommen, ihr Kunde zu bringen, ob du noch lebst."

„Angilberga sendet dich?"

„Ja. In der Kirche des heiligen Vincentius habe ich dich gesehen, als der Sarg hinabgetragen wurde. Nun reite ich heim, es zu melden."

„Sag Angilberga, daß ich alles weiß! Sag ihr, daß keine Frau auf Erden ihr nahe kommt!" — Ich rief es, und Grindio schwand in die Finsternis.

23.

Monde vergingen, da ließ Fredegund ihren Sohn den Frauen und kam nach Paris.

Noch heißer als sonst drückten die Sommertage. Chilperich war nach Brenna geritten, das Kind zu sehen, Fredegund lag auf dem Ruhebett. Sie aß nichts, nur Milch trank sie und netzte darin ein wenig weißes Brot. Stets mußten Früchte neben dem Lager sein.

Sie trat aus der Tür des Hauses in einem hängenden weißen Gewand. Der Abend war schwül, sie blickte zum Himmel. Wie ein Fleck Milch, verspritzt aus Fredegunds Becher, hing der Mond zwischen matten, bunten Kreisen.

Sie rief mich, daß ich die gelbe Stute ihr ungesattelt brächte. „Hengste für Euch! Nehmt starke Hengste!"

Landerich und der junge Ratold waren hinter ihr. Wir ritten unter Bäumen dem Fluß entgegen. Mancher Hirsch sprang gescheucht aus seinem Nachtversteck, brach vor uns durchs Gehölz, doch wir warfen nicht den Jagdspieß, hetzten nicht den Fuchs, der aus seinem Erdloch kam, achteten nicht das Wasserwild im Rohr. Fredegund floh vor uns

wie ein Geſchöpf des heimlichſten Waldes, von mattem Glanze umſäumt, ein teures Wild jagten wir, ſchneller, immer ſchneller. Nicht dem Falken war dieſe Beute beſtimmt, nicht dem Spürhund, nur dem Jäger und ſeinen zitternden Händen. Keuchen blieb hinter Fredegund, beizte unſer Blut, der Duft ihres Leibes füllte uns die Nüſtern wie Rauſch. Die Hengſte rührten den Boden nicht, in Brunſt nach dem weiblichen Tier.

Fredegund ſchoß zum Fluß hinab, der wie mattes Silber lockte, hielt ihr Pferd mit einem jähen Bäumen, glitt ab, ſchwand ins Gebüſch. Wir waren aus dem Sattel geſprungen. Die Hengſte ſtürmten ſchreiend auf das Tier, ſchlugen die Hufe, daß Funken tanzten, verbiſſen ſich, blutig ringend, wie Männer, die das Weib begehren. Mein Brauner heulte, entfloh mit ſchlagenden Beinen. Ratolds Schimmel hatte die Stute ereilt, vor ſeinem Anprall brach ſie ins Knie, zuckte unter ſchäumenden Biſſen. Aber der Hengſt Landerichs war ſtärker noch. Dem andern, der auf den Hinterhufen unſicher ſchwankte und im Lechzen erblindet war, biß er die hängenden Teile ab, daß ein Blutſtrom ſprang und er gurgelnd ſtürzte. Landerichs Hengſt faßte die gelbe Stute, knackend brach ihr das Rückgrat.

Da entſtieg den Büſchen Fredegund. In einen knappen Panzer aus Silber ſchien ſie gekleidet, und darüber flackerte der Brand des Haars — ihre weiße Nacktheit unterm ſcheinenden Mond! Fredegund ſtieg ins Waſſer, das ſich über ihr ſchloß wie ein Tuch, aus Seide gewoben, ſie ſchwamm der bewachſenen Inſel zu.

Landerich ſchrie wie ſein Hengſt, der die Stute beſprang, und legte das Kleid ab. In mächtigen Stößen ſchwamm er hinter Fredegund. Ratold tat wie er, ſchlank und ſchnell ſchoß er durchs Waſſer, kam dem Herzog zuvor.

Fredegund warf den Kopf, daß es um ſie metalliſch leuchtete, und ſchwamm mit lockendem Singen wie ein herrlicher Waſſervogel. Die beiden Männer waren hinter ihr, doch immer wieder entkam ſie mit einem ſchnellen Biegen, jauchzend ſchoß ſie durchs Gewäſſer, ihr Leib ſchwand in den gleißenden Wellen, vermiſchte ſich heimiſchem Element.

Nun griff ſie einen Aſt, ſchwang ſich aufs Ufer, und ſtand da, die Elfin der nächtigen Inſel, überfunkelt und überſprüht, unendlich fern, über aller Schönheit von Frauen.

Ratold war drüben, faßte ſie heiß.

Da brach es im Geäſt, nahe von mir, ein Speer ziſchte, heftete Ratold an einen alten Stamm, Blut quoll über Fredegund aus ſeiner Umarmung.

Chilperich wiegte einen zweiten Speer. Doch Fredegund ſchwand in die Büſche.

Landerich, noch im Waſſer, hatte den König geſehen. Er ſank tauchend, ſchoß auf, ſank wieder, flog der bergenden Inſel zu. Speer nach Speer ſchnitt in den Fluß, ich weiß nicht, ob einer traf.

Fredegund ſtand unter den Bäumen, Ratold hing neben ihr wie ein Gekreuzigter. Er regte noch ſchwach die Arme, doch er fand nicht mehr Kraft, ſich zu löſen.

„Komm herüber!“ ſchrie der König, „daß auch du den Lohn empfangeſt! Wie wahr hat dich jener

gerechte Mann beſchuldigt, den ſie entfriedet haben!“

Fredegund ſtieg langſam in den Fluß. Alle Nebel waren dahin, der Mond trat aus ſeinen farbigen Kreiſen, goß Licht über das ruhig ziehende Gewäſſer. Als Fredegund hervorſtieg, war ihr Leib zauberiſch verwandelt: ein Fiſch mit ſilbernen Floſſen. — „Töte mich!“ ſprach ſie.

In der Rechten Chilperichs ſank der erhobene Jagdſpieß, ſein Auge war gebunden ohne Liderſchlag.

„Oder willſt du, daß ich dir noch hundert Kinder gebäre?“ fragte ſie mit einem gleißenden Lächeln.

Der König faßte Fredegund, hob ſie auf ſein Pferd und ſchwand mit ihr in die Tiefen des Waldes.

Landerichs Hengſt umſchnüffelte die Stute, die ſeiner Brunſt erlegen war.

Am Stamme drüben hing Ratold, er hatte die Herrlichkeiten Fredegunds trinken dürfen.

24.

Landerich war nicht wiedergekehrt. Der König nahm all ſein Gut zu eigen, trieb Frau und Töchter vom Hof ins Bettelelend, ſprach ihn wolfsfrei und ſetzte auf ſein Haupt einen Schild gehäuften Goldes. Niemand wußte, ob Landerich noch am Leben war.

Ich aber ſann: Vielleicht iſt der Tag erſchienen, da Fredegund auch meiner achtet? Niemals hat ſie ohne Buhlen gelebt, ſeit der König ſie zum Weib genommen. Nun iſt Ratold tot und Landerich ein friedloſer Wolf, der nicht wiederkehrt. Meine Haut wollte ich unter den Striemen der Peitſche laſſen, meinen Nacken dem Beil des Henkers geben und

mein Herz den Geiern, wenn ich mich geſättigt hatte an Fredegund!

Ich trat ein, als ſie auf ihrem Lager ruhte. „Fredegund, du kennſt mein Dürſten nach dir! Länger als der König liebe ich dich und länger als die andern alle! Seit ich dich zum erſten Mal erblickt habe beim Haus deines Vaters, ſeit dem Tag erſehne ich dich!“

„Bin ich dir nicht immer eine freundliche Herrin geweſen?“ Sie reckte die Glieder.

Ich ſank hin, ſie zu küſſen, wie ich ſie in Träumen küßte Nacht um Nacht.

Sie wehrte mir es nicht, und dann fragte ſie ruhig: „Biſt du noch immer ſo töricht, Eberulf?“

„Fredegund!“

„Nun genug!“ — Sie hielt mich feſt, daß ich mich nicht mehr regen konnte.

„Ratold iſt tot! Landerich iſt geflohen!“

„Such ihn!“ lächelte Fredegund. „Gern ſähe ich ihn wieder!“

Ich aber krampfte in Verzweiflung meine Hand um ihre und ſchrie: „Ein anderer! Ein anderer immer, dem ich dienen, mit dem ich dich ſehen muß!“

„Willſt du Landerich ſuchen,? Sag ihm daß ich ihn erwarten will auf der Inſel des Fluſſes!“

Da ſchlug ich mit meiner Stirn an den Erdboden und weinte.

Dracolen trat durch eine Tür ein, die ich niemals geſehen hatte, er ſtand über mir mit ſeinen böſen, dunkeln Augen. Scham faßte mich vor dieſem Menſchen, deſſen Anblick ich nicht ertrug, und ich floh.

„Such mir Landerich!“ — Fredegund rief es noch hinter mir.

25.

Um jene Zeit gab es ein großes Ärgernis im Land. Ein falscher Wundertäter kam von der südlichen Provinz herangezogen, und um ihn war ein Schwarm Volkes, der sich seinem Trug ergeben hatte. Dieser Mensch sagte lästerlich, er wäre Christus, und viele glaubten ihm. Er predigte auf freiem Feld, daß jeder Gewalt hätte, sich selbst zu erlösen ohne einen Mittler. Hieraus konnte man deutlich seine Besessenheit erkennen.

Als die Bischöfe solches vernahmen, sandten sie zum König und forderten ihn auf, diesen Menschen, in dem der Böse seinen Wohnsitz genommen hatte, mit dem Schwert zu strafen. Chilperich erwiderte ihnen jedoch, sie sollten ihn vor ihr Gericht stellen und mit ihm tun, wie geboten wäre.

Indessen schwoll der Haufe an, der hinter dem falschen Propheten herzog, seine Diener brachen in die Höfe der Reichen ein, sie nahmen viel Gut, aber ihr Prophet befahl, daß es den Bedürftigen ausgeteilt werde. Denn Gott läßt, so sagte er, das Korn auf den Feldern für alle wachsen. Solche gefährliche Reden konnten nicht ungestraft bleiben, und die Bischöfe Gregor, Sidonius und Bertram sandten Leute aus, daß sie den Menschen fingen. Aber es geschah, daß diese Leute vom Bösen so eng umstrickt wurden, daß sie ihre Schwerter fortwarfen und bei jenem blieben; denn er erlaubte nicht, daß seine Diener Schwert und Speer führten, sie sollten friedlich sein und nicht der Gewalt

widerstehen. Manche trugen ihm auch alles zu, was sie besaßen, Gold und Silber und andere Dinge, er aber behielt nichts nach seinem Wort: Am Besitz haftet das Böse.

Es kamen viele zu ihm und verlangten die Zukunft zu wissen. Manchen verkündete er das kommende Schicksal, und sie erzählen, daß es in Erfüllung gegangen sei. Aber niemals hat er Gutes geweissagt, nur Verderbliches, woraus man, so meinte Bischof Gregor, unverkennbar sah, daß alles dies durch teuflische Künste und Zauberei ausgerichtet wurde. Als Kranke und Bresthafte zusammenliefen und ihn baten, er möchte die Hände auf sie legen und sie gesund machen, da redete er mancherlei unverständige Dinge und lehrte sie, nur an Gott und das kommende Reich zu glauben, dann würden sie vom Übel erlöst werden in ihrem Herzen; daß sie aber nimmermehr um des Fleisches willen ein Wunder fordern sollten. Die Kranken gingen fluchend von ihm, und die Bischöfe sagten: Nun seht Ihr, daß dieser Mensch ein Betrüger ist, denn wäre er ein echter Prophet des Herrn, so könnte er Wunder tun wie die Heiligen, die wir gesehen haben.

Der Mensch zog immer näher heran, und die Bischöfe, die sich in Paris versammelt hatten, waren sehr erzürnt über sein Treiben, und sagten, daß die Kirche des Herrn in Gefahr wäre durch ihn, den sich der Antichrist zum Werkzeug erkoren. Einmal vermochte er seine ganze Schar, die schon mehr als tausend zählte, Männer, Weiber und Kinder, trüglich satt zu machen, indem er ihnen befahl, die Kraft Gottes herabzuflehen und sich mit ihr zu erfüllen in schweigendem Gebet. Sie

warfen ſich nieder, verharrten eine Weile ohne Regung, und dann erhoben ſie ſich, einer nach dem andern, und ſagten: Unſer Gebet hat uns geſättigt, wir brauchen nicht irdiſche Speiſe mehr.

„Solches hat offenſichtlich der Böſe gewirkt!“ ſprach Biſchof Gregor, und er betete eine Nacht lang vor dem Grab des heiligen Dionysius, daß dieſer Feind des wahren Glaubens vernichtet werde durch einen Engel des Herrn. Aber zu dieſer Zeit iſt ſein Gebet noch ohne Kraft geblieben, denn die Macht des falſchen Wundertäters nahm beſtändig zu, bis er zuletzt auf elende Weiſe umkam.

Der König lachte über all dies und ſagte zu Biſchof Gregor: „Fang ihn nur und tu mit ihm nach deinem Willen! Ich gedenke mich nicht um dieſen Narren zu kümmern! Aber gern ſähe ich ihn einmal!“

Der Menſch kam wirklich mit einigen ſeiner Anhänger in das Haus des Königs. Er ging in einem langen Mantel aus Schafwolle und war ſo ſchmutzig, daß man nicht hätte an ihn rühren mögen. Sein Geſicht war mager und von einem wirren Barte umrahmt, große buſchige Augenbrauen deckten zwei Höhlen zu, daß man ſeine Augen nicht ſehen konnte.

Der König ſaß bei Tiſch und war guter Laune. „Gebt ihm Wein, daß vielleicht ſeine Torheit ſchwindet!“

Ich wollte einen hölzernen Becher mit dem Wein der Diener füllen, aber der König rief: „Laß ihn aus Gold trinken! Iſt er nicht ein Prophet des Herrn? Aus meinem eigenen Becher mag er trinken!“

Da füllte ich den Becher des Königs mit dem beſten Wein und bot ihn dem Menſchen. Der ſah lange darauf hin und dann ſprach er mit einer wohlklingenden, tiefen Stimme: „Gold und Wein! Habgier und Trunkenheit! Das ſind Eure Götter, Ihr Könige der Welt!“

Alle lachten, der Menſch hob den Kopf auf und ſah zum erſten Mal Fredegund. Seine Augen krochen aus ihren Höhlen hervor wie dunkle Tiere und ſtarrten auf die Königin. Plötzlich ging ein Zittern durch ſeine Glieder, er vergoß von dem Wein und ſchleuderte den Becher Fredegund ins Geſicht. Schreiend lief er aus dem Saal.

„Prügelt ihn!“ lachte Chilperich.

Während er geſchlagen wurde, predigte er mit lauter Stimme vom Reich Gottes, als fühlte er keinen Schmerz und ſtände auf der Kanzel. Endlich warfen ſie ihn aus dem Tor.

Am andern Tag überfielen ihn einige der Franken, die er beraubt hatte, und als ihn ſeine Diener ſchützen wollten — denn gegen ſein Gebot hatten ſie Waffen mit ſich geführt — da ſprach er zu ihnen: „Tötet nicht! Verletzet niemand! Mit mir wird geſchehen, wie beſtimmt iſt vom Anbeginn!“ — Er ging freiwillig mit ſeinen Feinden. Hieraus ſieht man, daß es dieſem Menſchen gänzlich an Mute gebrach.

Er wurde den Biſchöfen übergeben, und ſie ſtellten ihn vor ihr Gericht. Gregor fragte ihn ſo: „Aus welcher Macht maßeſt du dir an, wie ein Prophet zu leben und vielen Menſchen deine trügende Weisheit zu verkünden?“

„In mir iſt der Geiſt lebendig!“ ſprach er keck.

„Welcher Geiſt?“

„Der Geiſt der Wahrheit, der gewirkt hat in den Propheten und in Chriſtus, Gottes Sohn.“

Wie ſie das vernahmen, tauchten ſie ihre Hände in Weihwaſſer ein und zeichneten ſich mit dem Kreuz. Unter Waſſerſprengen beſchworen ſie den Böſen, daß er ausfahre und zur Hölle kehre. Doch der Böſe war ſo feſt in dem Menſchen gewurzelt, daß er ſich nicht regte, noch ſeinen Sitz verlaſſen wollte. Der falſche Prophet ſprach: „Was wollt Ihr mit Zauber und mit törichten Worten? Im Herzen lebt der Geiſt den einen, den anderen aber iſt er fremd, denn ſie kennen ihn nicht.“

Die Biſchöfe entſetzten ſich ſehr und ratſchlagten, was ſie mit dieſem Menſchen und ſeiner Verſtocktheit beginnen ſollten, denn ſie hatten erkannt, daß er alles dies auf Veranlaſſung des böſen Geiſtes geſprochen hatte.

„Wir wollen einen Keſſel voll mit ſiedenden Waſſer anrichten und ihn hineinſetzen“, meinte Sidonius. „Dann werden wir ſehen, ob ihn der Böſe errettet!“

Sie ſtimmten ihm bei, unterm Geſang der Pſalmen wurde ein kupferner Keſſel mit Waſſer angefüllt und lange feurig geſchürt. Die Biſchöfe weihten das Waſſer und dann ſtießen ſie den Menſchen mit Verfluchungen hinein. Er ſprach: „Willkommen, heilige Stille! Das Leben, das in mir iſt, fließt ein ins große Leben.“ — Dann redete er noch einiges in ſeinem Keſſel, aber die Prieſter ſangen ſo laut, daß man ihn nicht mehr hören konnte. Er wurde gar gekocht wie ein Stück Fleiſch und kam elend um, denn der Böſe hatte nicht die

Kraft, ſeinen Sohn zu erretten. Als er geſtorben war, nahmen ſie ſeinen Leichnam, zerſchnitten ihn und gaben ihn den Hunden.

Das Volk aber glaubte auch noch fernerhin, daß dieſer Menſch ein wahrer Prophet geweſen wäre, ja Chriſtus ſelbſt, und es gelang den Biſchöfen erſt viel ſpäter, ſein Andenken aus ihren Herzen wegzutilgen.

26.

Ein nächtiges Jagen war im Walde von Cala. Durchs Holz brach ein ſchwarzer Eber, er wurde umſtellt, blutig und ſchweißend wandte er ſich, fing einen Spürhund aus der Meute des Königs, fetzte ihm den Leib auf, warf ihn hoch. „Huſſa! Hui!“ — Lautes Rufen war, Aufgellen der Hörner, Geſchwirr von Nachtvögeln durchs Geäſt. Fredegund ſtach mit langem Spieße den Eber ins Herz, daß er ſchäumend endete.

Wieder hatten ſie ein Rudel Eber und Säue aufgejagt. Die Bracken riſſen vom Seil, ſchoſſen heulend durchs Holz. Der König war hinter dem Wild.

„Chilperich!“

Die Hengſte ſtanden vor dem Schrei.

Der König glitt vom Pferd, preßte ſich die Bruſt — ein Pfeil ſtak ihm im Herzen.

Fredegund war über ihn geneigt, noch hielt ſie den dampfenden Sauſpieß in der Rechten. Im breitblättrig ſchwankenden Mondſchatten der Äſte lag der König wie ein gefälltes Wild. Fern ſtürmte die Sauherde, kläfften die Rüden.

Der König wand ſich, ſpie ſein Blut von ſich, griff ins Gras, verröchelte.

Wir ſahen ſcheu auf Fredegund.

Sie ſprach ohne Laut: „Brunichild!“ und legte ſich den Mantel vors Geſicht.

Ich ſtand nahe von ihr: Sie weinte nicht, ſie ſann mit groß offenen Augen.

„Tragt den König heim!“

„Nach Brenna?“ fragte einer.

„Nach Paris!“

Äſte wurden mit Reiſig umflochten. Aber Fredegund wartete nicht, ſie jagte voraus, nur ich war bei ihr.

„Sattle alle Pferde, die in den Ställen ſind!“ befahl ſie reitend. „Wecke ſogleich Waldin, fordere die Schlüſſel zum Schatz, lad auf, was die Tiere tragen können! Neue Pferde für mich und für dich! Wir müſſen noch heute in Brenna ſein, mein Kind bergen und dann zu Guntram!“

Landerich, auf deſſen Haupt Blutbann laſtete, trat uns im Tor entgegen. — „Haſt du es getan?“ rief Fredegund.

Er ſchüttelte den Kopf.

„Brunichild! Sie wird ein Jagen anſtellen auf mich und das Kind! Schnell nach Brenna! Sammle Vertraute, wie du kannſt!“

„Die Biſchöfe vielleicht?“ fragte Landerich. „Sie haſſen den König!“

„Feige! Du oder Brunichild!“

„Ich wollte es! Doch ich tat es nicht!“

Selbdritt ſtiegen wir zu den Schätzen hinunter, Rothad war bei uns. — „Eilt! Tragt ſelbſt! Ich fürchte die Diener!“ ſprach die Königin. „Vielleicht gehorchen ſie ſchon Brunichild!“

Rufe zuckten durch die erwachende Stadt. —

„Der König ist tot!“ — „Ermordet durch Fredegund!“ — „Sie raubt seine Schätze!“ — Die Dämmerung spie Menschen her.

„Nach Brenna! In Eile! Brunichild hat schon die Mörder zu Chilperichs Sohn gesandt! Für ihren Childebert das Reich gewinnen!“

Landerich keuchte unter seiner Last. — „Die Wölfin!“

Gesichter ballten sich drohend. — „Auf die Pferde!“ rief Fredegund.

Steine schwirrten um uns, als wir aus den Mauern ritten, Fredegund, Landerich, Rothad und ich. Waffen flimmerten. Wir mußten die Schätze lassen.

Wir kamen nach Brenna, das Kind war heil. Ohne Ausruhen jagten wir mit neuen Pferden südwärts, Guntram zu finden. Reitend sprach Fredegund zu Landerich: „Du mußt das Reich schützen für meinen Sohn Chlothar! Schwöre es mir!“

Wir ritten bei Tag und bei Nacht, Fredegund ernährte den Knaben reitend mit der Milch ihrer Brust. Krieger Brunichilds waren auf allen Wegen. Wir verbargen uns im Dickicht und gaben Geschenke von Gold, daß man uns hehlte. Als sich mein Pferd einen Splitter in den Fuß trat, nahm ich das Tier, das wir in Brenna beladen hatten, und vergrub das Gold unter einer gezeichneten Buche.

„Laß die Wildkatze!“ sagte Landerich zur Königin, denn sie hatte das Tier im Sattel. „Wir retten unser Leben nicht vor dem Haß Brunichilds!“

Allein Fredegund ließ die Katze nicht.

Wir trafen einen fränkiſchen Mann, der uns ſagte, König Guntram wäre mit den Seinigen aufgebrochen, als ihm der Tod Chilperichs gemeldet worden war. In wenigen Tagen konnten wir bei ihm ſein.

Der Rappe Fredegunds hängte die Zunge aus dem Maul und lahmte. Da neigte ſie ſich, ſtrich ihm über Nacken und Stirn, gab ihm koſende Worte und küßte ihn unter die Augen. Der Hengſt machte die Ohren ſpitz, ſchnob wiehernd und lief mit neuer Kraft.

Doch am Abend ſtürzte Landerichs Pferd, es hatte den Schenkel gebrochen, das Tier Rothads ſank zweimal ins Knie und konnte nicht weiter. Da überfielen wir ackernde Knechte, nahmen ihnen die Pferde und ritten auf den ſchweren, unwilligen Tieren wie es ging. Hinter uns lärmten die Männer, die Brunichild ausgeſandt hatte. Sie jagten uns wie wehrloſes Wild.

Schon verzweifelten wir an unſerem Leben, da fanden wir einen Heuſchober, der zwiſchen zwei Bäumen geſchichtet war, und bargen uns und die Pferde. Reiter kamen vorüber, ſie fanden uns nicht in der Dunkelheit.

Am Morgen war ihr Rufen nahe. Unſere Pferde hatten die Beine von ſich geſtreckt, nur das Saumtier, das ich von Brenna genommen hatte, war noch willig. Da bat ich Fredegund: „Gib mir dein Kleid, ich will in ein Tüchlein Heu ſtopfen, daß es von fern einem Kind gleiche. Sie mögen mich finden, während Ihr entkommt!“

Rothad hatte drei Tage lang geſchwiegen. Nun ſagte er: „Ich diene dir als ein Pferd!“

Fredegund nahm meinen Mantel, setzte sich auf Rothads Schultern, während Landerich mit meinem Pferde das Kind und die Wildkatze barg. Ich trat im Kleide Fredegunds hervor, und bald sahen mich die Männer. — „Wir haben Fredegund!“ riefen sie freudig. „Brunichild wird uns den Fang lohnen!“

„Wo ist ihr Haar?“ fragte einer. Da erkannten sie die Täuschung und rissen mir die Kleider ab. Nackt stand ich da, sie wollten mich schänden. Doch zu meinem Glück war Leuthar ihr Führer, den ich kannte seit jenem Tag, da er Chrodielde ins Kloster gebracht.

„Es ist Eberulf,“ sprach er, „der Diener Fredegunds. Wir wollen ihn nicht strafen, der sein Leben einsetzt für die Herrin!“ — Er gab mir einen Mantel und mit viel Schlägen ließen sie mich auf dem Plan, während sie weiter ritten, Fredegund zu suchen.

Mühsam nur kam ich durchs Gestrüpp. Aber es traf sich, daß ich vor Fredegund zum Heere Guntrams stieß, denn sie hatte noch einen Tag und eine Nacht in einer Höhle liegen müssen. Ich bekannte mich als einen Diener Fredegunds und bat den König, daß er Leute nach ihr aussendete, um sie vor den Kriegern der Brunichild zu schützen.

Doch er sagte: „Nicht kümmert mich der Zank dieser beiden Frauen, die so viel Unglück über unser Geschlecht gebracht haben! Mögen sie einander zu Tode beißen!“

Ungnädig wies er mich fort.

Aber schon kam Fredegund, auf Rothad reitend wie auf einem Pferde. Neben ihr trug Landerich

den Knaben. Rothad taumelte, Blut quoll ihm über die Lippen, er fiel sterbend. Fredegund faßte den jungen Chlothar und warf sich vor Guntram ins Knie. Sie sprach flehentlich: „Hier bin ich, eine verfolgte Frau, der sie den Gatten gemordet haben! Und nicht genug daran, sie wollen auch noch Chilperichs Sohn, den jungen König töten! Alle Reiche der Franken begehrt Brunichild für ihren Sohn! Du bist gerecht und weise, König Guntram, ich liege im Staub vor dir und bitte, daß du dieses schuldlose Kind, deines Blutes Blut, schützest vor seinen Feinden! Nichts erbitte ich für mich, alles für den Sproß Merovechs! Rette ihn und rette sein Reich, daß nicht ewige Schmach unser Teil werde!“

Der König befahl Fredegund aufzustehen. — „Wenn dies meines Bruders Chilperichs Sohn ist,“ sprach er unfreundlich, „so verspreche ich dir, daß ich ihm ein Vater sein will und ihn beschützen gegen seine Feinde!“

Fredegund schien die Frage des Königs nicht zu hören, denn sicherlich war auch ihm die Rede von ihrer Buhlerei zu Ohren gekommen, und er wußte nicht, ob es Chilperichs echter Sohn war, den sie ihm bot. Sie stand auf und sprach mit gesenkter Stirn: „Eine weinende Witwe bin ich vor dir, König Guntram, und nicht für mich danke ich, denn mein Leben ist zu Ende mit dem Leben Chilperichs, aber für Chlothar, Chilperichs Sohn! Und ich bitte dich, daß du ihn aus dem Bad der Taufe hebst!“

„Das will ich tun,“ erwiderte Guntram, „wenn es meines Bruders Sohn ist! Ist es aber

nicht Chilperichs Sohn, dann laß ich ihn seinen Feinden!“

„Wenn du so kränkenden Zweifel hegst,“ sprach Fredegund, „dann will ich durch einen heiligen Schwur beweisen, daß dieses Kind Chilperichs Sohn ist!“

„Üble Reden gehen über dich! Kannst du hundert Helfer deines Eides stellen?“

„Ich kann es!“ sprach Fredegund stolz. — Ich aber konnte nicht fassen, wie sie hundert freie Männer finden wollte, die mit ihr schwüren.

27.

Schon war Brunichild mit ihrem Sohn und den Herzögen in Paris. Sie trat vor den Leichnam Chilperichs, der noch unbestattet lag, denn niemand wußte, was zu tun wäre. Sie kniete hin und schlug sich die Brust in Gram. — „Noch einen König der Franken hat sie gemordet, die Hur, die er zu seinem Weibe gemacht! Seht den echten Sohn Chlothars, hier liegt er, ohne Weihe, ohne Grab! Seine Mörderin ist geflohen, daß sie schamlos des Buhlen sich freue! Sie hat Landerich aufgereizt, den König zu töten, Chilperich hat ihn ja in ihrem Bette gefunden und ihn verjagt von Hof und Haus!“

Dumpfes Murren erhob sich im Volke.

„Sigibert, den Sohn Chlothars hat sie ermordet, und nun würgt sie den eigenen Gemahl!“

„Tod der Fredegund!“ heulte das Volk. „Eine Zauberin! Ein Hexenweib ist sie!“

„Tod ihr und dem Wurf ihres Leibes, den sie einen Sproß Chilperichs nennt!“

„Tod der Fredegund, die unsere Könige mordet!“

„Den Schatz Chlothars hat sie geraubt!“ schrie einer. „Wo ist sie, daß wir sie töten!“

„Seht Childebert!“ rief Brunichild. „Seht den wahren Sproß Eurer Könige! Den Sohn Chlothars, Chlodovechs, Merovechs, des erhabenen Ahnherrn!“ — Sie zeigte den Knaben. „Seht Childebert! Sohn des ermordeten Sigibert, Opfers der Dirne!“

„Childebert, unser König!“ — Die Herzöge, die mit Brunichild gekommen waren, hoben den Knaben auf einen silbernen Schild, trugen ihn rufend durch die Stadt. — „Unser König! Childebert!“ schrie das Volk.

Die Bürger wollten ins Schatzhaus brechen, aber Brunichild hatte schon Wachen vor die Türen gestellt. — „Die Schätze Chlothars, die Fredegund noch nicht geraubt hat, gehören König Childebert!“ sprach sie. „Aber nun wollen wir sie fangen und zu Tod bringen, sie und ihren Hurensohn!“

Brunichild saß auf mit den Ihrigen und ritt eilends nach Brenna, Fredegund zu fangen. Auch sie vergaß, Chilperich zu bestatten; Saffarach, den er zum Bischof eingesetzt hatte, begrub ihn in der Kirche des heiligen Dionysius, aber er vermochte nicht die rechten Gebete zu sprechen, denn er verstand die lateinische Sprache nicht.

Eligius, der Kanzler Chilperichs, wollte dem Leichnam folgen, doch die Menge vertrieb ihn mit Steinwürfen. „Räuber du! Bedrücker! Knecht der Fredegund!“ — Sie jagten den Eligius, der ihnen so viel Lasten aufgelegt hatte, zur Kirche des heiligen Vicentius, wo ihn der Diakon in einem Schrein unter Meßgewändern verbarg. Aber sie

suchten überall, erbrachen endlich den Deckel und zerrten den Eligius heraus. „Gott hat unseren Peiniger in unsere Hände gegeben!“ schrien sie und erschlugen ihn vor dem Altar.

28.

Brunichild hatte Fredegund nicht finden können und sandte Boten zu Guntram: „Ermordet ist Chilperich durch Fredegund und Landerich, ihren Buhlen, den der König wolfsfrei gesprochen hat um seiner Schändlichkeit willen! Stelle die Übeltäter vor ein Gericht, König Guntram, und komm zu uns nach Paris, damit wir das Erbe des Bruders teilen!“

„Haben wir nicht geschworen,“ erzürnte sich Guntram, „daß wir Paris nicht betreten wollten einer ohne den andern? Und ist Eure Königin mit ihrem Sohne nicht heimlich in die Stadt gekommen, sie zu gewinnen ohne mich? Falsch und tückisch ist ihr Tun!“

„Brunichild hat Chilperich getötet,“ sagte Fredegund, „damit der junge Childebert sein Reich gewinne gegen alles Recht! Und Bischof Prätextatus, ihr Helfer, begleitet sie! Er ist immer mein Feind und der Feind Chilperichs gewesen!“

„Fredegund hat den König ermordet!“ sprach Aunachar, einer der Gesandten.

„Werde ich Chilperich töten, daß mein Sohn eine Waise sei und umhergejagt von seinen Feinden? Saß ich nicht herrlich in Paris vor wenig Tagen noch und bin jetzt eine Flüchtige, die Hilfe sucht? Glaubt Ihr, Diener der Brunichild, daß ich so töricht sei?“

„Sie ſpricht die Wahrheit!“ ſagte der König. Zu Fredegund aber: „Wenn du es vermagſt, durch einen Schwur mit hundert freien Männern zu beweiſen, daß dieſes Kind der Sohn meines Bruders Chilperich iſt, dann ſoll er alles empfangen, was ihm zukommt!“

„Ich werde es tun! Und der allmächtige Gott wird unſern Eid ſchützen!“

Der König gab ihr ein Zelt und wies uns zu ſeinen Dienern.

Doch die Geſandten Brunichilds und Childeberts redeten noch mehr: „Der Tod Sigiberts iſt ungerächt! Zwei Königinnen ſind durch ſie geſtorben, Audovera und Galſwinth, die Schweſter Brunichilds! Du weißt es, König Guntram! Und du kennſt das Schickſal Merovechs, des letzten Sohnes Chilperichs, dem ſich unſere Königin durch die heilige Ehe verband! Zwei Gatten hat ihr Fredegund getötet! Lege die Mörderin in Feſſeln und ſende ſie zu Brunichild ſamt der Geburt ihres Leibes, daß wir mit ihr verfahren, wie recht iſt! Tuſt du es aber nicht, ſo wird ſie das ganze Geſchlecht Chlodovechs und Chlothars von der Erde hinwegtilgen!“

Der König erwiderte den Boten: „Ich will Fredegund nicht in die Hände der Brunichild geben, die ihre Feindin iſt ſeit je. Erinnert Euch, daß Brunichild nicht bei ihr ſitzen wollte beim Mahl der Verſöhnung, das wir gefeiert haben in Paris! Ich habe ſelbſt geſehen, wie groß ihr Haß iſt gegen Fredegund. Was aber die Tötung unſeres Bruders Chilperich anbetrifft, ſo glaube ich nicht, daß ſie

Fredegund zur Last fällt, denn sie wird sich nicht freiwillig ins Verderben bringen! Wir wollen einen Gerichtstag abhalten, und alles wird untersucht werden, was gegen Fredegund gesagt ist. Kann sie sich nicht reinigen, so will ich strenge gegen sie verfahren."

In dem Augenblick trat Produlf, der Hofmeister Guntrams ein, und sagte: „Wenig Erfreuliches wird berichtet!"

„Sprich!" befahl der König.

„Soll ich vor den Männern reden?"

„Sind es Geheimnisse?"

„Früher als wir haben sie alles gewußt! Die Herzöge Brunichilds und Childeberts dringen mit Gewalt in die Städte Chilperichs und rufen den jungen Childebert als König aus. Ihn selbst haben sie zu Paris auf den Schild gehoben."

Die Stirn des Königs färbte sich dunkelrot. „So haben sie Chilperich getötet und sind schon auf der Lauer gelegen nach Beute!"

„Nicht Beute!" sprach Aunachar. „Childebert fordert, was sein Vater besessen hat! Auch die Städte, die von Chilperich und dir in Besitz genommen wurden!"

„Wagt diese Frau mit ihrem unmündigen Knaben noch mehr zu fordern, als was sie mir schon gewaltsam entwendet hat?"

„Childebert fordert sein Recht! Und wenn du mit jenem mörderischen Weib ein Bündnis schließt, so werden alle Franken gegen dich aufstehen, König Guntram!"

Mit diesen Worten gingen Aunachar und die

anderen vom König. Er aber ließ ihnen, durch solche Reden entflammt, Pferdemist, faulige Holzspäne und vermodertes Heu auf den Kopf werfen. So kehrten sie mit unendlichem Schimpf zu ihrer Königin.

Guntram sandte sogleich Bewaffnete aus und befahl ihnen, daß sie die Gefolgsleute Childeberts aus den Städten trieben, die sein Teil und der Teil Chilperichs waren. Wo es gelang, ließ er sich selbst den Eid der Huldigung schwören. Er sprach: „Kann Fredegund ihren Sohn als den wahren Erben Chilperichs bezeugen, so werde ich ihm alles wiedergeben, was sein Vater besessen hat, und werde die Vormundschaft über sein Reich mit Gerechtigkeit führen. Ist er aber eines anderen Mannes Sohn, wie gesagt wird, so werde ich alle Städte behalten und mit meinem Reich vereinigen!“

Durch die Anmaßung Brunichilds kam es, daß der König freundlicher gegen Fredegund gesinnt war als zuvor. Mehr als einmal sagte er, daß alle diese Dinge geschlichtet werden sollten nach Gerechtigkeit.

29.

Ich trat in das Zelt der Königin, um das viele Bewaffnete standen. Fredegund hatte selbst den König um Wächter gebeten, denn sie fürchtete Brunichild und ließ ihren Sohn nicht von sich bei Tag und bei Nacht.

„Fredegund!“ sagte ich. „Wie willst du hundert Männer finden, die mit dir schwören?“

„Ich weiß es nicht! Mißlingt es, so schickt mich der König mit meinem Sohn zu Brunichild!“

„Das wird niemals geschehen!“ rief ich.

„Weißt du Rat?“

Ich stand bekümmert vor ihr. — „Die Unsrigen sind zerstreut! Und manche glauben, daß Landerich den König ermordet hat!“

Sie gab keine Antwort und sann. „Wenn wir noch die Schätze Chlothars hätten, dann fänden wir Männer genug! Aber Brunichild sitzt in Paris!“

„Ich will Schätze schaffen,“ rief ich, „daß du gerettet seist!“

„Wo wirst du sie finden?“

„Ich reite heim! Sage dem Vater, daß unseres Königs Sohn in Bedrängnis ist!“

„Glaubst du, daß er hilft?“

„Er muß helfen!“

„Dank dir, Eberulf!“ sprach Fredegund, und ihre Augen leuchteten mir wie noch nie. — „Du bist mein wahrer Freund! Aber geh jetzt, wir sind bewacht!“

Ich stieg auf und ritt dem Vaterhaus zu.

Als ich zu dem Weiher kam, wo ich Fredegund zuerst geschaut hatte in ihrer Herrlichkeit, ließ ich mein Pferd langsam gehen und erinnerte mich, wie alles gewesen war. Ich rette sie, was es auch koste!

Ich trat ins Haus ein und erblickte zuerst die Mutter, die spinnend mit Angilberga auf der Diele saß. Ihr Haar war ergraut, und ich konnte am Wenden des Kopfes sehen, daß sie gänzlich erblindet war.

„Sei gesegnet, daß du wiederkehrst!“ sprach sie und tastete nach meinem Gesicht, es zu küssen.

„Sieh Angiberga! Sie ist stets bei mir, eine Tochter wie wenige Töchter sind!“

Angilberga reichte mir die Hand. Sie war rot geworden und ich erkannte wieder ihre leisen, scheuen Bewegungen. — „Wirst du jetzt bei uns bleiben?“ fragte sie mit Angst in der Stimme, aber auch mit Erwartung.

„Ich weiß es noch nicht! Wo ist der Vater?“

Die Mutter hielt mich fest. — „Du sollst nicht gleich mit ihm sprechen! Er ist erzürnt gegen dich, denn er glaubt, daß du üble Pfade gehst. Wir beide aber, Angilberga und ich, wir wissen, daß du nur verirrt bist und wiederkehrst!“

Ich vermochte ihr nicht zu entgegnen. — „Meine Zeit ist knapp!“ sagte ich.

Die Mutter erschrak und hielt mich fest. — „Willst du nicht hier bleiben?“

„Noch nicht, Mutter! Ich komme wohl ein anderes Mal!“

Angilberga sah mit Trauer auf mich.

„Bist du noch immer dort, am Hofe des Königs?“ fragte die Mutter.

„Chilperich ist tot, ermordet!“

„Dann bist du frei!“

Ich schwieg.

„Kannst du mit Mördern leben?“ fragte die Mutter in Angst.

„So sind die Großen der Erde!“

„Sieh den Garten!“ sprach Angilberga und wies durchs Fenster, wo in allen Farben herbstlich die Blumen leuchteten. Dort hatten wir als Kinder gespielt. Ich sah auf das Mädchen, das

ſchöner geworden war in trauriger Einſamkeit als alle Blumen des Gartens.

„Du haſt mich gerettet,“ ſprach ich leiſe zu ihr, „als mich der König zum Tode beſtimmt!“

Angilberga ſah zur Wand. Die Mutter nickte: „Sie iſt gut! Weißt du es nicht?“

Mit ſchwerem Schritt, die Senſe auf der Schulter, ſo kam der Vater herein. Noch breiter als ſonſt hing ihm der Schnurrbart über die Lippen. Er fragte drohend: „Was willſt du hier?“

Die Mutter flehte: „Laß vergeſſen ſein! Er bringt Frieden ins Haus!“

„Friede wird nicht von einem Böſen gebracht!“

„Er iſt nicht böſe,“ ſprach die Mutter in Angſt. „Verirrt iſt er durch jene — durch jene Königin!“

„Durch jene Hure und Giftmiſcherin, die ich hätte mit grünen Ruten ſollen ſtreichen laſſen, bis ihr die geile Haut vom Leib ſpränge!“

Die Mutter flehte: „Friede! Verſöhnung!“

Angilberga ſprach kaum hörbar: „Liebe!“

Mir zitterte das Herz, aber ich ſchwieg.

„Graut dir endlich?“ — Der Vater mühte ſich, ruhig zu ſein. — „Wenn es ſo iſt, wenn du nicht wiederkehren willſt zu jenen Verruchten, dann kannſt du hier Brot eſſen und das Werkzeug des Ackerers führen!“

Ich antwortete nicht.

Die Mutter ſprach in Beklommenheit: „Er legt das Schwert hin, ergreift den Karſt! Er wird dir die Arbeit von den Schultern nehmen!“

„Iſt es ſo, dann mag er willkommen ſein!“

Eine Weile war es ſtill im Saal, dann ſprach der Vater: „So rede!“

„Chilperich ist tot!“ sagte ich.

„Erwürgt von jener, die Könige und Königinnen mordet?“

„So sprechen ihre Feinde! Angeschuldigt ist sie, aber sie wird sich frei lösen im Gericht!“

„Sie wird sich frei lösen durch Zauberei, Buhlschaft und Gottestrug!“

„Durch die Kraft der Wahrheit!“

Dem Vater stieg das Blut auf, daß sein Gesicht brannte. — „Kommst du her mir solches zu sagen? Ein Wort nur heische ich von dir: hast du dich von Fredegund gelöst?“

Da trat ich entschlossen vor ihn. „Bis in den Tod bin ich ihr treu! Sie ist meine Königin, der ich mich eigen geschworen!“

Der Vater lachte gell. „Die Magd aus den Sümpfen! Geh! Aus meinem Haus!“

„Gib mir Gold!“

„Für sie?“ — Er nahte mir mit erhobenen Fäusten.

„Laßt ab!“ rief die Mutter in Angst.

Angilberga flüsterte: „Ich will dir geben! Ich habe noch!“

„Dann gehst auch du von hier, wenn du seine Schandtaten nährst!“

„Wozu brauchst du Gold?“ fragte die Mutter. „Ist es zum Guten, dann gibt es der Vater gern!“

„Fredegund muß sich und ihr Kind von Verleumdung lösen!“

„Den Hurensohn!“ schrie der Vater. — Haß schwelte zwischen ihm und mir seit dem Tage, da ich mit Fredegund fortgegangen war! Er schlug mich schwer auf die Stirn. Ich stach ihn zu Tode.

„Mögst du verderben!“ rief die Mutter hinter mir.

„Du Böser!“ klagte Angilberga. „Verloren auf ewig!“

Ich rief alle Knechte her, befahl Pferde und Maultiere zu schirren, nahm die schwerste Axt, schlug die Pforte ein zur Kammer der Truhen. Zwanzig Tiere belud ich, die stärksten, ich nahm Gold und Gewänder, Korn und Wein, Öl und Salz.

„Die Mutter wird hungern!“ warnte Grindio.

Ich hörte nicht, gab Waffen den Knechten. Wir gingen vom Hof.

Beim Zauntor lehnte Angilberga. Sie sagte den Kühen mit bebender Stimme, daß der Herr des Hauses gestorben war. Sie ging in den Garten, wo tausendbunt die Blumen standen, sagte es den Bienen im Korb. Und sie weinte klingende Tränen.

Da wußte ich, daß mir alles Leben versiegt war, daß ich niemals mehr an einem Trunk Quellwasser mich würde laben dürfen, ich niemals mehr unterm süßen Mantel des Schlafes ruhen, geborgen in Gottes Hand.

In allen Höfen umher warb ich Eideshelfer für Fredegund und bot, was sie fordern mochten; aber die Männer sagten:„ Wir wissen nicht, wer dieses Kind gezeugt hat!“

Nur einen fand ich: Wilchar, den Trüger, und ich zweifelte, ob König Guntram seinen Eid annehmen würde.

Im Walde von Pektavon trafen wir das Heer, das gegen die wilden Frauen ausgeschickt worden war. — „Diese Schande soll nicht länger dauern!“ so hatte König Guntram gesprochen.

Die Nonnen erboten ſich, Buße zu tun und Gott zu dienen bis an ihr ſeliges Ende. Chrodielde allein, die ſtolze Frau, ſchoß Pfeil um Pfeil aus dem Kloſter und verletzte manchen, bis ſie hinterrücks von ihren Frauen gefaßt und gebunden ward. Sie ſtach ſich einen Pfeil ins Herz.

Biſchof Gregor kam und weihte das Kloſter neu, entſühnte von jeder Schandtat das Grab der heiligen Radegunde und ſetzte Juſtina als Äbtin ein.

30.

Als ich wiederkam, befahl der König den Aufbruch. „Morgen ziehen wir nach Paris!“ ſprach er zu Fredegund. „Dort werde ich Gerichtstag halten, und an dir iſts, dich zu reinigen. Gelingt es, ſo ſetze ich ſeinen Sohn ins Erbe Chilperichs!“

„Brunichild iſt in Paris!“ ſprach Fredegund.

„Ich werde Richter ſein, niemand ſonſt! Ich bin der letzte der Söhne Chlothars!“ — So ſprach der König und ging.

Ich zeigte ihr die Schätze des Vaters.

„Wo ſind die Männer, die du kaufen ſollſt?“

„Einer nur iſt mit mir gekommen!“ erwiderte ich traurig. „Doch ich habe noch eine Nacht vor mir, zu werben!“

„Wirb!“

„Mein Vater iſt tot! Ich habe ihn erſchlagen!“

Fredegund hörte es nicht.

Ich ging mit Landerich die ganze Nacht durchs Heer. Vierzehn Männer fanden wir, willig ihrem Eide zu helfen. Einer nahm kein Gold. „Fredegunds Haar iſt goldener als Gold! Ich ſchwöre für ſie!“

„Wenn er geſchworen hat, werde ich ihn töten!“ ſagte Landerich.

„Ich will es tun!“ — Zu jener Zeit galt es mir nichts mehr, einen Menſchen zu morden. War ich doch zu Ende mit allem und kannte nur noch Fredegund. In meinen Nächten wuchs der Brand der Hölle aus ihrem Haar.

„Hundert Eideshelfer fordert der König!“ ſprach Landerich. „Brunichild lauert in Paris auf Fredegunds Tod!“

Ich ſtand in frierender Pein. Wenn Fredegund ſtirbt — dann ſinke ich zum Abgrund mit lebendigem Leib!

31.

Ehe die Sonne aufging, trat Fredegund aus ihrem Zelte. — „Den Rapphengſt deines Vaters! Ohne Sattel noch Fußgeſtell!“

Sie hatte nichts überm Leib als einen blauſeidenen Mantel, weich wie Spinnwebe, mit bloßen Schenkeln ſaß ſie auf dem Rappen, meines Vaters ſchönſtem, ſtärkſtem Tier. Der Hengſt fühlte den Leib der Königin, der auf ihm ruhte, nicht anders wie ein Mann. Er tanzte bebend im Frühmorgenlicht, bäumte ſich, ſchnob mit glühenden Augen.

Wie Aufſchäumen der Wogen, ehe der Sturm naht, ſo brandete es um die Reiterin. „Fredegund!“

Schwerter praſſelten auf Schilde, Speere funkelten, ein Rufen flog zur aufgehenden Sonne. „Fredegund!“

Sie kamen und legten ihre Helme vor die Königin, die Herzöge der Franken, die Grafen und

die freien Männer. „Wir schwören für dich, Fredegund!“

Umschirmt vom Frankenheer, so zog Fredegund nach Paris. Brunichild wartete am Tor mit zwei Henkern. Aber die brausenden Rufe wehten sie fort wie einen Schatten. Wir ritten ins Haus Chlothars ein, und andern Tages schworen dreihundert freie Franken Fredegund alles Frevels ledig, mit ihnen zwei Bischöfe, Bertram und Saffarach. Sie alle schworen über den Gebeinen der Heiligen Fredegunds Sohn zum echten Sohn Chilperichs, trugen ihn durch die Straßen — er war schwarz und glich Dracolen — riefen ihn jauchzend zum König aus. Landerich und Rantgar waren seine Nährer. Dreihundert wappengezierte Schilde standen am Malberg einen Tag und eine Nacht lang, doch keiner empfing einen Schlag, daß wer dem Eid widerstände und sich böte zum Waffengang gegen Fredegund.

Guntram nannte den Knaben König, gab ihm die Lanze Merovechs des Ahnen, Fredegund schwang sie für ihn. In der Kirche des heiligen Dionysius reinigte er ihn durch das Taufbad von seinen Sünden, machte ihn zu seinem geistlichen Sohn. Er hieß den Knaben Chlothar und sprach: „Möge er gedeihen, lauter und stark werden und in so reicher Fülle blühen wie unser Vater, dessen Namen ich ihm gebe!“

Er lud das Knäblein zu Tisch als den König des neustrischen Landes, bot ihm einen Zweig vom Lindenbaum, selbst beschenkt und bedankt von der Königin. Der Römer Fortunatus war wiederum im Saal; er duftete nach Sandelholz und mir

ſchien, als hätte er an Umfang des Leibes noch zugenommen. Er reichte Fredegund einen Kranz von Roſen und ſprach zierlich: „Willkommen, Königin, im Hauſe deiner Väter, das auf dich in großer Sehnſucht gewartet hat! Nimm dieſe Blumen als ſchönſte Krone deiner Stirn!“

Fredegund nahm den Kranz, aber König Guntram ſprach zu Fortunatus: „Weißt du nicht, daß dies das Haus Merovechs unſeres Ahnen und unſeres Vaters Chlothar iſt?“

„Ich weiß es, König! Das Haus Eurer Ahnen! Der Ahnen Fredegunds und ihres erlauchten Kindes!“

„Schwätzer!“ rief der König, hob ſeinen Krug auf, als wollte er ihn Fortunatus bieten, aber er goß ihn über ſein geöltes Haupt. Nun wird dieſer Menſch in Schande fortgehen! dachte ich. Aber Fortunatus neigte ſich vor dem König und ſprach: „Was aus des Königs Händen kommt, iſt Gnade und Glück! Dieſe Taufe weiht mich für immer der Sippe des großen Chlodovech!“

Da ſchütteten wir alle Wein über ihn, warfen Zwiebeln und Apfelſchnitten auf ſein neues Gewand.

Er rang die Hände, rollte die Augen und klagte: „O Barbaren! Unkund königlicher Art! Unkund der Gewalt des Wortes, das die Götter ihrem Sohne verliehen!“ — Er machte ſich eilig aus dem Saal.

Wir aber lachten ſehr über den Menſchen, der auf gleiche Art jeden pries, von dem er eine Gabe erhoffte.

Brunichild und Childebert waren mit den Ihrigen

aus der Stadt geflohen. Aber es gelang ihnen in der Folge, Seſſonib und noch andere Städte und Höfe, die Chilperich gehört hatten, an ſich zu bringen, ſo daß ihr Reich größer war als vordem.

Fredegund ſaß als Königin in Paris.

32.

Die heißen Tage waren wiedergekehrt, Fredegund lag auf dem Ruhebett und regte ſich nicht. Geſandte kamen aus dem Reich der Thüringer, den jungen König zu grüßen, und brachten ihm Geſchenke dar. Doch Fredegund wollte nicht mit ihnen reden, und beſah nicht die Krüge aus gehämmertem Gold. — „Führ ſie ins Haus," befahl ſie, „und gib ihnen das Nötige! Wenn ſie heimkehren, laß ſie nicht unbeſchenkt ziehen!"

Wulfrit, der Hofmeier, kam und wollte ſie wegen der Steuern befragen, die den Franken wieder auferlegt worden waren, und gegen die manche Männer unwillig redeten. Fredegund hörte nicht auf ihn.

Landerich war fern. Die heidniſchen Britonnen hatten geglaubt, daß nun die rechte Stunde gekommen wäre, alle Franken aus ihren Städten zu treiben und die Abgaben, die ihnen Chilperich auferlegt hatte, zu weigern. Sie hatten viele Männer getötet und ihrer Habe beraubt. Da war Landerich ausgezogen, ihren Übermut zu dämpfen. Ein Bote kam von ihm, er brachte einen Brief für die Königin. — „Soll ich dir ihn leſen?" fragte ich. Aber Fredegund beſah den großen Brief, dann ſchob ſie ihn verſiegelt bei Seite.

Als der Mond gleißend über den Mauern lag, rief ſie nach mir. — „Haſt du einen Kahn?“

Mein Herz ſprang auf vor Freude — ich durfte mit ihr ſein ohne einen andern! — In geſchloſſener Sänfte ließ ſie ſich zum Fluß hinab tragen.

Fredegund lag in dem kleinen Boot, läſſig hingeſtreckt, ihr Atem ging langſam durch die halb offenen Lippen. Unter der weißen Haut des Nackens konnte ich ihr Blut fließen ſehen. Wieder zwingt es ſie zum Gewäſſer! dachte ich. Bald waren ihre Augen zugeſchloſſen, bald ſtanden ſie weit auf und ſogen am bleichen Glanz des Mondes. Sie glänzten matt, wie milchige Opale. Ihr Kopf lag auf der Katze, und manchmal war es, als hätte ſie die Augen mit dem regungsloſen Tiere getauſcht, als leuchteten ihre gelblichgrün, und die Augen der Wildkatze in farbloſem Schimmer.

Scheinende Nebel verhüllten die Büſche. Ohne Wurzeln ſtand ein Baum im Leeren.

Ich hatte die Ruder hingelegt, wir wurden ſacht getragen. Der Rand des Bootes floß ins Gewäſſer, das mit ſchwachem Murmeln ums Holz ſpielte. Die Frau, die vor mir lag, wuchs, ohne ſich zu regen, wuchs in den Nebel ein. Wie träumend ſchaute ich: Fredegund erfüllte Waſſer und Luft, ſie war über alle Fernen gebreitet, neblig aufgelöſt ohne Geſtalt, umſickert von Nacht. Sie reichte in die Tiefen des Waſſers und rührte den Himmel an, grenzenlos erfüllte ſie die Welt. Wie zwei Monde ſtanden ihre Augen kalt und doch von tiefem Feuer geſchürt. Ihr Haar war Geſträuch, das unfaßbar im Nebel ſteht, ziehendes Gewölk und rötlich fahle Luft.

Mit jedem Atemzug trank ich Fredegund ein, ich war von mir ſelbſt fortgeſchwunden und wußte nichts mehr.

Ich hörte eine Stimme, die graue Katze ſprach: „Rege dich! Lebe!“

Fredegund ſtand hoch oben und ließ Bälle von Silber ins Waſſer rieſeln, Ball nach Ball ſank aus ihren Händen, rollte über die Flut mit einem Streifen Glanz.

Einer ſtrich die Fiedel: Volker, der im Saale von Kriemhilt geſprochen. Reite mit mir! Komm an den Rhein, wo meine Könige ſitzen! — Durch Mondnebel fuhr ich mit Volker über den Rhein, Nixen wieſen den Weg. In einer Höhle ſaßen drei graue Weiber und ſpannen an eiſernen Rocken. Sie ſpannen lebendiges Menſchenhaar, Schädel hingen als Senkel von ihrem Geſpinſt.

Die graue Katze ſprach: „Wie weit fährſt du mit mir?“

„Bis ans Ende!“ erwiderte ich.

Da hoben die grauen Spinnerinnen die Arme auf, legten rotes Haar wie Garn um mich her, blutrotes Haar, es füllte die Höhle aus und ſpann ſich übers Gewäſſer. Vor mir ſaß Fredegund.

Sie rührte an mein Knie. — „Schläfſt du, Eberulf?“

Ich hatte in ihre Augen geblickt. Sie küßte mich auf den Mund. Aber ich vermochte mich nicht zu regen.

Sie faßte die Ruder und trieb unſer Schiff ans Land. — „Komm!“

Ich trug ſie bis ins Haus.

Dieſe Nacht war Landerich heimgekehrt. Er wartete in der Kammer Fredegunds.

33.

Die Bürger von Rotamagin riefen den Prätextatus, der früher in ihrer Stadt Biſchof geweſen war, aus der Verbannung zurück und ſetzten ihn mit viel Jubel wieder in ſeine Kirche ein, nachdem ſie den Melantius verjagt hatten. Fredegund ſchickte mich ſogleich hin, als ſie es vernahm, und ſagte, daß Prätextatus von fünfundvierzig Biſchöfen ſeines Amtes entſetzt worden war, und daß er nach den Geboten der Kirche nicht mehr Biſchof ſein konnte; aber die von Rotamagin meinten, daß Prätextatus wieder eingeſetzt werden könnte, und er waltete auch wirklich als Biſchof, ohne ſich um Fredegund zu kümmern.

Dies erboſte die Königin aufs äußerſte, denn ſie ertrug es nicht, daß ihre Befehle mißachtet wurden, und ſie haßte ſchon ſeit vielen Jahren den Prätextatus, der ſie nicht hatte mit Chilperich trauen wollen und der den Sohn des Königs der Brunichild vermählt hatte. Sie reiſte ſelbſt nach Rotamagin, wagte aber vorerſt nichts gegen Prätextatus zu tun. Der Biſchof redete in der Kirche, als viele Menſchen verſammelt waren; uns wurde hinterbracht, daß er ſolches über Fredegund geſagt hatte: „Beſſer wäre es dieſer Frau, wenn ſie von ihrer Bosheit und ihrer Verblendung ließe und Ehrfurcht zeigte vor den Dienern des Herrn!“ Dann fuhr er fort, als ob die Königin leibhaftig vor ihm ſtände, und ſprach ſo: „Tu den Hochmut ab, mit dem ſich dein Herz aufbläht, daß du des ewigen

Lebens nicht verluſtig geheſt und das Söhnlein, das du geboren haſt, auferzogen werde im Namen des Höchſten!“

Als Fredegund dies vernahm, meinte ſie, daß ſie unmöglich die Beſchimpfungen dieſes Menſchen ertragen könnte. — „Wenn Prätextatus ſtirbt, ſo will ich dich zum Biſchof an ſeiner Statt einſetzen!“ ſagte ſie zu mir.

„Wenig Freude wäre es für mich, Biſchof zu ſein!“ erwiderte ich. „Auch kenne ich nicht viel von der lateiniſchen Sprache, und die Gebete und Hymnen, die in der Kirche geſungen werden, ſind mir unvertraut.“

„Das bedarf es nicht! Mache ich dich zum Biſchof, ſo biſt du es ebenſo gut wie ein anderer!“

Allein ich bat ſie, daß ich immer an ihrem Hof bleiben dürfte. Sie rief den Melantius her, der aus dem Kirchenhaus vertrieben worden war, und die beiden beſchloſſen mit einander den Tod des Prätextatus.

„Willſt du, daß ich es vollführe?“ fragte ich Fredegund, der ſchlimmen Beſchimpfungen gedenkend, die Prätextatus gegen ſie ausgeſprochen hatte.

„Du biſt mein Diener, und die Leute würden ſagen, ich hätte dich geſchickt, wenn du etwas gegen den Biſchof unternehmen wollteſt. Ich werde einen anderen zu finden wiſſen, den niemand kennt.“ — Sie ſandte Ihren Bruder Dracolen, daß er in unſer Land ginge und einen der Sumpfſaſſen herbrächte.

Am Oſtertag frühzeitig betrat der Biſchof die Kirche und ſtimmte dem Brauche gemäß die

Antiphonien an. Während er vor den Altar hintrat und die Antwort der Prieſter erwartete, neigte ſich ein Menſch zu ihm und ſtach ihn mit einem Meſſer unter die Achſel. Prätextatus ſtreckte die Hand aus und faßte das goldene Gefäß, das über dem Altar hing mit der letzten Zehrung der Sterbenden. Er hatte noch die Kraft, ſie ſich ſelbſt zu ſpenden. Dann fiel er um und wurde aus der Kirche getragen.

Der Fredegund war alles ſogleich hinterbracht worden. Sie ging mit mir und Herzog Landerich in das Haus des Prätextatus und ſprach zu ihm: „O Pein, daß dir in der Ausübung deines heiligen Amtes ſolches widerfahren mußte! Möchte Gott an den Tag bringen, wer dies angeſtiftet hat, damit er die Strafe ſeines Verbrechens empfange!“

Prätextatus ſetzte ſich auf, hob die Arme gegen Fredegund und rief: „Mich hat getötet, wer unſere Könige tötet, wer unſchuldiges Blut vergießt, ohne zu ſchaudern!“

Doch Fredegund ſagte in Ruhe: „Ich will dir meinen Arzt Reoval herſenden, deſſen Kunſt größer iſt als die Kunſt anderer Ärzte!“

Da fiel Prätextatus auf ſein Lager zurück und ſprach mit erlöſchender Stimme: „Gott wird mein Blut rächen!“

Die Königin wartete noch, bis Prätextatus den letzten Odem geſchöpft hatte, dann gingen wir fort. Sie war voller Munterkeit an dem Tag und gnädig gegen alle ihre Diener. Sie herzte lang ihr Kind. „Nun iſt er dahin,“ ſprach ſie zu dem jungen Chlothar (obgleich er ſie ja nicht verſtehen konnte),

der dich töten wollte, bevor du empfangen und geboren warst!“

Unter den Bürgern der Stadt war viel Reden über die Ermordung des Prätextatus, und die Leute sagten, dies wäre auf Anstiften der Fredegund geschehen. Es kam auch eine Gesandtschaft von König Guntram her, um zu erforschen, wie es sich mit dem Tod des Bischofs verhielte. Aber sie erfuhren die Wahrheit nicht.

Um alle Beschuldigungen von sich abzuwenden, ließ Fredegund den Knecht, der die Tat vollführt hatte, geißeln. — „Seit jeher lieben es die Leute, Böses über mich zu sprechen!“ — Sie übergab diesen Mann dem Neffen des Bischofs, doch als der ihn auf die Folter spannen ließ, verriet er in seiner Pein alles. — „Von der Königin Fredegund habe ich fünfzig Goldstücke erhalten und fünfzig von Bischof Melantius. Sie haben mir auch versprochen, daß ich ein freier Mann sein sollte fortan!“ — Da hieben sie den Mörder in Stücke.

Fredegund machte den Melantius, der ihr ganz ergeben war, zum Bischof in jener Kirche. Das Volk von Rotamagin aber liebte ihn nicht, und immer beteten die Leute vor der Grabstätte des Prätextatus, den sie einen heiligen Märterer nannten.

34.

Als Brunichild von der Ermordung des Prätextatus erfuhr, sandte sie ihre Diener in die Städte und erregte ein großes Treiben gegen Fredegund. — „Seht diese Dirne, die Chilperich in sein Bett genommen hat und die seinen Platz bald an diesen und bald an jenen vergibt! Zwei Söhne des

großen Chlothar hat sie ermordet, Sigibert, meinen Gemahl, und den eigenen Gatten, weil er in verbotener Umarmung sie fand! Galswinth, meine Schwester, die Tochter des Gotenkönigs, ist durch Fredegund erwürgt worden, und vor ihr Audovera, Chilperichs rechtmäßige Gemahlin! Diese und viele andere Morde beflecken sie! Jetzt aber scheut sie nicht einmal mehr den Gesalbten des Herrn! Sie hat den heiligen Bischof Prätextatus am Altar ermordet, weil dieser unerschrockene Priester die Wahrheit über ihr Leben verkündet hat! Seid Ihr Männer, so duldet Ihr nicht dieses Weib auf dem Sitz Eurer Könige, dieses Weib, das mit ihrem roten Haar schon offensichtlich das Zeichen des höllischen Feuers an sich trägt! Steht auf! Folgt mir! Fangt die Teufelin und ihren Bastardsohn, in dem nicht das geheiligte Blut Chlodovechs fließt, sondern Absud irgendeines Knechts! Ich will Fredegund auf die Folter spannen, bis ihr die Glieder brechen, und ihrem Sohn werde ich an einer Mauer den Schädel zerschmettern!"

Mit solchen Reden kamen Diener der Brunichild und auch Priester überallhin und reizten die Menschen gegen Fredegund. Aber die Herzöge und Grafen waren müde des beständigen Kampfes und wollten nicht, daß Brunichild über ihnen allen säße und das Reich regierte. — „Dieses Weib ist unersättlich mit ihrem Haß und mit ihrer Herrschbegierde!" sprachen sie. „Nicht genug, daß sie unter Sigibert alles nach ihrem Willen gelenkt hat, nun hat sie die alleinige Vormundschaft über ihren Sohn an sich gebracht, uns aber zur Seite geschoben!"

Sie verſammelten ſich vor dem Hauſe Brunichilds in Metz und ſagten zu ihr: „Nicht du, ſondern wir ſchützen die Herrſchaft des jungen Childebert! Und mit uns iſt der gute König Guntram, der den Frieden bewahren will und ſeinen Neffen Chlothar ſchützt gleichwie er ſeinen Neffen Childebert ſchützt. Halte endlich Ruhe, ſonſt könnten wir uns erzürnen und dich heimſchicken zu deinem Vater!“

Doch Brunichild war eine kühne Frau und fürchtete nicht die Drohungen ihrer Herzöge. — „Soll ungeſtraft der Ort entweiht werden, wo man Gottes Auferſtehung begeht? Soll dieſe Dirne, die aus den Sümpfen kommt, den echten Diener des Herrn töten dürfen, weil ſie aus ſeinem Mund die Wahrheit vernehmen mußte? Geben wir unſeren Glauben den Teufeln der Hölle preis?“

„Uns kümmert nicht,“ erwiderten ihr die Herzöge, „welchen Streit Fredegund mit jenem Prätextatus gehabt hat. Wir wiſſen nicht, wie ſich alles dies verhält, und wir glauben nicht Reden, die ſo weit herkommen! Vielleicht hat ein Knecht ihn ermordet um einer harten Strafe willen!“

„Fredegund hat es getan!“ ſchrie Brunichild.

Da ritt Herzog Ramnulf, der ſich verſpätet hatte, in den Hof, ein ſehr jäher Mann und der Brunichild wenig geneigt. Er ſchrie zornig: „Laß endlich von deinem Kriegsgeſchrei! Sonſt könnten dich die Hufe meines Roſſes zu Boden treten!“ — Alle winkten ihm Beifall.

Als Brunichild nun ſah, daß ſie nichts vermochte gegen die Großen des auſtraſiſchen Reiches, trat ſie in ihre Kammer, rief den Vertrauteſten von ihren Dienern und ſprach zu ihm: „Ich weiß, daß

du ein treuer Sohn deiner Kirche bist, und ich weiß auch, daß du nicht den Frevel ertragen wirst, der dem höchsten Priester Gottes zugefügt wurde. Geh zu jenem Weibe, das sich Königin nennt und in Wahrheit Teufelsdirne genannt werden sollte, und töte sie mit diesem Messer! Gelingt es dir, so schenke ich dir Land, so viel, daß du und deine Söhne genug haben für alle Zeit. Dann werdet Ihr frei sitzen auf Eurer Hufe! Wenn du aber auch noch ihr Kind zu töten vermagst, dann gebe ich dir zu deinem Land zwei Körbe voll mit Gold! Alles Gold ist auch dein, wenn du nur das Kind tötest ohne Fredegund!"

Der Mann gehorchte ihr und kam nach Paris. Ich sah ihn, wie er vor dem Tor unseres Hauses stand, hierher und dorthin blickte, denn er war noch niemals in unserem Hofe gewesen. Ich ging hinab und fragte ihn, was er hier wollte.

„Ich habe eine Botschaft für die Königin!"

„Von wem kommst du?"

„Von König Guntram!"

Da wußte ich sogleich, daß er nicht die Wahrheit redete, denn immer, wenn Guntram eine Botschaft sandte, kamen viele Männer in reichem Schmuck, war Guntram doch ein großer König und besaß viele Schätze. Dieser Mensch hatte aber ein unscheinbares Aussehen und trug nichts als eine Ledertasche unterm Mantel.

„Sag mir, was du der Königin zu melden hast!" sprach ich. „Denn ich bin ihr Kämmerer, und mit keinem redet sie, den ich nicht vor ihr Angesicht geführt habe!"

„Komm abseits!" — Ich folgte ihm in eine

Nische des Hofes. — „Man sagt, daß Fredegund geizig ist und ihre Diener knapp hält."

Ich erkannte sogleich, daß dieser Mensch Übles plante, und erwiderte ihm trügerisch: „Das ist wahr!"

Da zeigte er seine Ledertasche — sie war mit schweren Goldstücken angefüllt. — „Dies ist dein, wenn du mir den Weg zu Fredegund auftust!"

„Die Männer König Guntrams brauchen keine Geschenke, um mit Fredegund zu sprechen!" sagte ich und erwog, wie ich ihn greifen könnte, denn ich trug keine Waffe bei mir.

Da flüsterte er: „Ich bin ein Mann Brunichilds!"

Kaum hatte er es gesprochen, da warf ich ihm schon meinen Mantel über den Kopf, hielt ihn fest und rief Leute herbei. Wir banden ihn, daß er sich nicht regen konnte, und ich nahm ihm das Messer, das er unter den Kleidern trug.

Wir führten ihn ins Haus und legten ihn gefesselt vor Fredegund, die bei ihrem Kinde saß. — „Dieser Mensch ist gekommen, dich zu töten!"

„Sendet dich Brunichild?" fragte sie.

Er antwortete nicht. Als ich aber geknotete Geißeln herbeibrachte, flehte er winselnd um Schonung und gestand alles. — „Dich sollte ich töten und dein Kind!"

Da nahm Fredegund das Messer, das ihr selbst bestimmt war, gab es dem kleinen Chlothar und führte ihm die Hand. — „Lerne frühzeitig, dich zu rächen!" sprach sie zu ihm. „Die Könige der Franken haben nicht Zeit, zu spielen, kurz ist ihr Leben, und wenn sie nicht töten, so werden sie selbst getötet!"

Zuerſt ſchrie das Kind, das noch nicht ſprechen konnte und ein hölzernes Pferdchen hielt. Aber als Blut aus der Wunde quoll und ſich der Mann auf dem Boden krümmte, da begann der junge Chlothar zu lachen, nahm ſein Pferdchen und beſchmierte es mit dem Blut des Sterbenden.

35.

Die Ernte ſtand auf den Feldern, König Chlothar ſollte Umfahrt halten durch ſein Reich, wie vor ihm die Ahnen alle, wie Chilperich, wie Chlothar, wie Chlodovech, wie Childerich, wie Merovech, der Sohn der Meerſtiers. Auf dem niedrigen Wagen ſaß das Königskind neben Fredegund, über ihnen ſchwankte der Erntebaum, umwunden von Ähren und Laubgewind. Zwei gewaltige weiße Stiere, einen führte ich, den anderen Landerich, zogen ſie durchs Gefild. Alle fränkiſchen Männer waren herbeigekommen, den jungen König zu grüßen als den wahren Sproß Merovechs. Wir fuhren über die Feldwege zwiſchen geſchichteten Garben, Weinlaub grenzte, ſchon angegilbt, den Rain, rot glühten die Äpfel in den dunkeln Baumkronen. Wie Lampen unter gewölbter Decke, ſo leuchteten im hellen Blau die Sonnenblumen unſerem Weg.

Das Haar der Königin rieſelte, aus jeder Haft entlaſſen, über ihr weißes Gewand, es glomm wie erſtes Morgenrot, füllte mit allen Farben des Regenbogens die helle Luft.

Die Männer drängten nahe, brachten gelbe Ähren, brachten Früchte und Wein. — „Mein Feld! Mein Haus!“ — Jeder wollte, daß der Erntewagen über ſeinen Acker führe, daß er geſegnet

sei. Es türmte sich um Chlothar und um die Königin, der Knabe schwand unter der Erntelast. Fredegund strahlte aus dem Grün wie die herrlichste der Sonnenblumen, höher als sie.

Mühsam gingen wir unseren Weg zwischen rot abgeblühten Rosen, zwischen Männern und Frauen. Mütter trugen ihre jungen Kinder her und hielten sie Fredegund entgegen, daß sie Leben und Kraft empfängen. „Rühre ihn! Rühre ihn!“ — Aus einem Nußbaum flog ein Schwarm weißgrauer junger Stare auf, schwebte geballt in immer neuen Kreisen um den Erntewagen, stieg höher, sank auf Fredegunds Schulter und Haar.

Jauchzen wehte um uns her, Blumengewinde schlangen sich um die Räder, eine Last von Früchten und Ähren zog durchs goldene Land. Die Stare hoben sich, kreisten mit schnellem Flügelschlagen um Fredegund, stiegen geschart ins Licht.

Fredegund wuchs aus Ähren, war selbst zwischen Raden und Mohn Ähre im Sonnenlicht, stand hoch auf umgrünten Ästen, wurde von starken Armen hingetragen, die süßeste Frucht des Sommers. — „Von meinem! Nimm von meinem!“ — Sie boten ihr Korn und Trauben, daß alles Land fruchtbar sei. Das Volk der Franken hatte seinen König vergessen.

„Gib dich ganz dem Licht für unser Gedeihen!“ — Sie stand nackt über wandelnden Bäumen, mit geschlossenen Augen, mit hängenden Armen, umleuchtet von Sonnenlicht.

Purpurrot floß Leben in zitternder Welle über die Menschen von Fredegund.

Kein Auge ertrug mehr das Licht um sie.

Taumelnd glitt Fredegunds Weiße, der kupferne Brand ihres Haares in den überhellten Himmel, sie wuchs aus Feldern und Korn, aus umwachsendem Wein in ihr Haus. Drei Ähren staken überm Tor, drei Ähren auf dem Giebel des Hauses, Weinlaub war über die Schwelle gelegt.

Keiner nahte ihr an diesem Tag. Ihr Leib war von Sonne erfüllt, Licht strömte aus ihr, sie wandelte mit geschlossenen Augen. Ein sonniges Läuten war über dem Haus viele Tage lang.

36.

Wir erfuhren, daß Herzog Aunachar mit dem Heer des Königs Childebert die Schwaben und die Burgunden, die am andern Ufer des Rheins siedelten, unterworfen und ihnen einen hohen Jahreszins auferlegt hatte. Schwere goldene Ringe wurden in den Schatz Childeberts gebracht und Felle von Tieren, glänzend und schön.

Als Fredegund es vernahm, schloß sie sich ein und wollte vor Kummer mit niemand reden. Immerfort dachte sie daran, daß Brunichild mächtiger geworden war als sie selbst, und daß sie Jahr um Jahr neue Schätze empfing.

Später wurde uns erzählt, daß Bischof Gregor, der oft im Haus der Brunichild weilte, eine Steinplatte im Hof gesehen hatte, der das Zeichen des Kreuzes eingegraben war. Er blieb stehen und sagte zur Königin: „So treten wir das Kreuz alltäglich mit Füßen, ja die Tiere des Hofes dürfen es verunreinigen!“

„Was soll geschehen?“ fragte Brunichild.

„Lasse den Stein, der dieses Zeichen trägt, fortnehmen und an die Wand der Kirche stellen!“

Die Königin befahl es, und sie fanden eine eiserne Kiste, angefüllt mit geprägten Goldstücken, die das Bildnis der römischen Cäsaren trugen. Gregor verlangte, daß dieses Gold den Armen gegeben würde, weil es vom Kreuze beschützt worden war, aber Brunichild ließ alles in ihren eigenen Schatz bringen, so daß sie noch reicher war als vordem.

Fredegund kränkte sich von neuem. Sie fragte alle, die aus jenen Ländern kamen, ob nicht Brunichild einen Buhlen hätte. Aber niemand vermochte ihr Antwort zu geben.

Als Fredegund einst müßig unter den Mägden saß, während die Wolle versponnen wurde, sagte ich zu ihr: „Warum forschest du immer nach dem Buhlen der Brunichild?“

Da lachte sie und sprach leise: „Keiner erfährt solche Dinge, aber du, Eberulf, bist mein Freund gewesen vom Anbeginn! So wisse: Könnte ich nicht einen Liebeszauber auf den Mann werfen, den Brunichild erkoren hat, und ihn zwingen, daß er kein Weib mehr begehrte als mich allein? Daß er elend und ohne alle Manneskraft vor jeder anderen würde? Aber niemand weiß den zu nennen, den Brunichild liebt!“

„Keinen liebt sie und hat nach keinem Begehr! Sie ist kalt und stolz und gleicht mehr einem Manne als einer Frau! Die Leute sagen auch, daß sie unterm Mantel ein Panzerhemd trägt wie ein Krieger.“

Da ballte Fredegund die Fäuste und sprach

knirschend: „Vielleicht ist es dieses Panzerhemd, das sie gegen Zauber feit?“

„Hast du einen Zauber versucht?“

„Ich habe Zauber um Zauber versucht, doch Walrada vermag nicht die Salbe zu finden, die Brunichilds Abbild zum Lebensbild schafft, daß sie sterbe!“ — Fredegund sprang auf und stand groß vor mir. „Ich kann nicht glücklich sein, solang Brunichild und Childebert leben! Auch mein Sohn wird keine Ruhe finden! Geh hin und töte sie!“

„Ich wage es nicht!“

„Eine Nacht höchster Freude schenke ich dir!“

Da erstarrte mein Herz. — „Eine Nacht mit dir, Fredegund?“

„Nach deinem Willen und Begehr!“

„Ich töte sie!“ rief ich. „Noch heute beginn ich das Werk!“

„Schere deinen Bart ab und nimm das Kleid eines Priesters, daß sie dir trauen!“

Ich tat alles nach ihrem Befehl und ging, von einer Kutte geschützt, in die Stadt Brunichilds und Childeberts. Fredegund hatte mir einen Dolch gegeben, der in Gift gehärtet war.

Ich stand vor dem Tor und wartete.

Ein Diener kam, sah mißtrauisch auf mein Kleid. — „Bist du einer von denen, die bettelnd durchs Land ziehen und den Sack voll haben mit gestohlenem Gut?“

„Ich bin ein armer Priester,“ erwiderte ich demütig gesenkten Blickes. „Gern möchte ich in die Halle des Königs treten und seine Herrlichkeit schauen!“

„Man liebt nicht Landfahrer und Bettelpack!“ ſprach der Mann, aber er erlaubte mir einzutreten.

Ich ſaß in Beſcheidenheit und ſpähte rechts und links. Einer kam, den ich nicht zu ſehen begehrte: der alte Leuthar, der mich kannte und mir das Leben geſchenkt hatte, als ſie mir das Kleid Fredegunds abgeriſſen hatten und mich töten wollten. Ich hüllte mich eng in meinen Mantel ein, und er ging weiter, ohne mich zu bemerken.

Ich ſaß lange und mich fror, obgleich der Winter ſchon geſchwunden war. Mir ſchien, als zöge durch das Haus der Brunichild kalte Luft, die alles Lebendige erſtarren machte, während um Fredegund Wärme war.

Ich ſah die Königin nicht an dieſem Tag. Den andern Morgen ſtand ich frühzeitig beim Kirchentor, denn ich hatte erkundet, daß Brunichild und der König die Meſſe hören wollten; war ich doch ſo verblendet, daß ich nicht ihrer bewaffneten Männer dachte, nur an den Lohn, den mir Fredegund verheißen. Und ich hätte doch nimmermehr aus der Stadt fliehen können nach dem blutigen Werk!

Brunichild kam. Sie übertraf jede andere Frau um Haupteslänge, ein Ohr fehlte ihr, das hatte ihr Fredegunds Wildkatze einſt entriſſen. Hinter Brunichild kam Biſchof Gregor. Ich erſchrak in meinem Herzen, denn Gregor kannte mich von dem falſchen Eid her, den ich vor ihm und Merovech am Grabe des heiligen Martin geſchworen.

Ich zog in Eile die Gugel übers Geſicht, doch es war zu ſpät. — „Biſt du nicht Eberulf, der Kämmerer Fredegunds?“ fragte Gregor. „Wer hat dich zum Prieſter geweiht?“

Brunichild ſtand ohne Regung, ihr Blick traf mich wie eine Klinge von Erz. — „Greift ihn!“

Ich ſprang in die Kirche, lief zum Altar und fand eine Treppe in die Gruft hinab, wo die Gebeine des heiligen Remigius beſtattet waren.

Ein Getöſe erhob ſich, Leute waren hinter mir. — „Ein Mörder, den Fredegund gegen unſere Königin ſendet!“ Kein Glied darf ihm heil bleiben! Stück nach Stück reißen wir von ihm ab!“

Ich hörte die gewaltige Stimme der Königin — und mir war plötzlich, als ſtände ich im Blachfeld wie einſt, und es klang dröhnend: Hexe! — Brunichild rief: „Schlagt ihm die Hände ab, wenn er ſich an den Sarg des Heiligen klammert!“

Sie kamen mit geſtreckten Spießen, und ich ſah meinen Tod.

Da faßte Biſchof Gregor die Schäfte und rief beſchwörend: „Habt Ehrfurcht vor dieſem Ort, der auch den Mörder ſchützt! Daß nicht die Wunderkraft des Heiligen Euch verderbe!“

Waffenlos ſtieg er zu mir herab und ſprach mit der Stimme eines Löwen: „Unglücklicher! Verblendeter! Vergießeſt du noch immer Blut im Dienſt jener Frau? Gilt ihr Wort dir mehr als Gottes Wort? Ihre Gnade mehr als Gottes Gnade? O Ihr Menſchen!“ — Seine Stimme war ſchwach geworden und er hatte Tränen in den Augen. „Ewige Verderbnis wartet deiner, wenn du dich zum Morde verdingſt gegen die Liebe des Herrn!“

„Du ſprichſt die Wahrheit, Biſchof! Ich habe mich zum Mord verdungen. Sieh dieſen Dolch!

Ich räche meine Königin, Brunichild wollte sie töten!“ — Ich ließ die Decke des Grabes fahren und zückte Fredegunds Dolch gegen Gregor. Und ich sprach drohend (doch in Wahrheit schrie die Angst aus mir): „Jetzt ist dein Leben an meines geschmiedet, Bischof! Töten sie mich, so stirbst du mit mir!“ — So redete ich zu dem heiligen Mann in der Verzweiflung des nahen Todes.

„Ruchloser du! Bist du denn ganz der Verdammnis untertan? Dienst du nur dem Teufel und jener höllischen Frau, daß du am Grab des Heiligen zu morden gedenkst?“ — Gregor sah auf mich mit mächtigen Blicken, in denen nicht Furcht war, nur eine hohe Gewalt. Da sank mein Arm, Gregor schritt über die Treppe, oben standen die Männer mit ihren Spießen.

Nun ist keine Rettung mehr! dachte ich, eng an den Sarg des Heiligen gelehnt.

In der Kirche stand Gregor neben der Königin. — „Sieh den Verblendeten! Den Priester des Herrn wollte er töten an diesem Grab!“

„So tötet ihn!“

Gregor trat vor die Männer. — „Tötet ihn nicht! Sieh, Königin, dieser Mensch hat mich mit dem Schwerte bedroht, aber die Kraft Gottes schwoll gewaltig in mir, und ich bin ohne Schaden von ihm gegangen! Sein Arm war lahm, als er den Dolch zückte! Doch uns ist befohlen, Böses mit Gutem heimzuzahlen. Wir sollen unseren Schuldigern vergeben! Ich bitte für ihn! Schick ihn heim!“

„Nimmermehr! Er wollte mich töten! Meinen Sohn töten!“

„Unſer Herr iſt für uns alle geſtorben, auch für die Sünder! Räche dich nicht! Was iſt dieſer Menſch? Ein klägliches Werkzeug in den Händen Fredegunds!“

„Sie muß ſterben!“ ſprach die Königin und wandte ſich ſo, daß ich ſie nicht mehr ſah. — „Ich will dir gehorchen, heiliger Biſchof! Möge dieſer Elende ſein Leben friſten!“

Da ſtieg Gregor zu mir herab und faßte die Hand, die ihn hatte töten wollen. — „Komm, Eberulf! Ich habe dir verziehen, und die Königin verzeiht dir! Ob Gott dir verzeiht, das weiß ich nicht!“

Ich ließ den Dolch fallen, Gregor führte mich zwiſchen den Reihen der bewaffneten Männer. Keiner ſprach ein Wort, doch ich ſah ihre Augen, in denen mein Tod zu leſen war.

Der Biſchof ging neben mir durchs Kirchentor, ging durch die Straßen, und die Menſchen neigten ſich vor ihm wie vor einem Heiligen. Mich aber beſpieen ſie. Und ſie taten recht.

37.

„Iſt ſie tot?“ — Dieſes Wort ſtieß mir entgegen wie ein Pfeil, als ich vor Fredegund hintrat.

„Nein!“

„Iſt Childebert tot?“

„Nein!“

„Peitſcht ihn, den untreuen Knecht!“

„Fredegund!“ — Ich ſchrie in Verzweiflung auf.

Doch sie war schon gegangen.

Da faßte mich Dracolen und wollte mich binden, ich rang mit ihm, und ich hätte ihn vielleicht bewältigt, wären nicht ihm zuhilfe die Diener gekommen. Sie schnürten mir die Hände über der Brust zusammen und trieben mich in den Hof.

„Nicht hier!“ befahl Dracolen mit böser Miene. Aufs Märzfeld führten sie mich hinaus, wo die Krieger der Franken versammelt waren, Männer aus jedem Gau. Meine Vettern waren da, Aunulf, meiner Schwester Gemahl, und unser Knecht Grindio, der ihn geleitet hatte.

Das Gewand wurde mir abgezogen, die langen, haarigen Arme Dracolens fuhren durch die Luft, und die Peitsche traf in mein wundes Fleisch. Wie ein Teufel der Hölle lachte er dazu, und er höhnte: „Einst im Sumpfland hast du mich geschlagen als mein Herr! Nun bin ich dein Herr!“ — Um mich standen schweigend die Männer.

Als ich meine Sinne wieder fand, war die Nacht eingebrochen. Ich lag im meinem Blut, und ich erkannte das Gericht Gottes.

Mühsam erhob ich mich und ging über die Wege, die ich oft mit bösem Herzen gegangen war, der Stadt der Türme zu. Bei Tag verbarg ich mich, denn ich mochte keinem Menschen ins Auge sehen. Ich grub die Saat aus der Erde und aß die faulige Frucht. So kam ich zum Bischof Gregor, den ich hatte morden wollen. Und er legte mir die Buße auf, daß ich vor Gott die Schandtaten meines Lebens bekennen sollte, wie ich sie getan hatte um Fredegund.

38.

Die Tür meiner Zelle ist mit eisernen Ketten versperrt, jeden Tag empfange ich ein Brot und einen Krug Wasser, die Notdurft meines Leibes zu stillen. Ich habe keinen Polster und keine Decke, keinen Mantel und keinen Schuh, nur die rauhe Kutte des Büßenden. Das Ungeziefer peinigt mich bei Tag und bei Nacht, aber ich töte kein Tierlein, ich habe zu viele Menschen getötet.

In meinem langen Bart sind Eiszapfen gehangen zur Zeit des Winterfrosts. Wenn der Schnee hoch liegt, habe ich gehungert und gedürstet viele Tage lang, die Diener des Bischofs konnten mir nicht Speise herbringen.

Nacht für Nacht höre ich die Wölfe heulen, vor meinem Fenster haben sie ein Hirschkälbchen gefaß und zerrissen! O bittere Welt!

Ich habe die Zeit verloren und weiß nicht, wie viele Sommer hingegangen sind und wie viele Winter, seit ich verschlossen sitze und mein frevelhaftes Leben vor Gottes Angesicht hinbreite. Im Spiegel meines Wasserkruges kann ich sehen, wie sich weißes Haar ins braune mengt.

Jeden Morgen und jeden Abend geißele ich mich mit dem Strick, der hart und rot ist von geronnenem Blut. Ich liege vor dem Angesicht des Herrn und bekenne unter Tränen meine Schuld. Nimm das Opfer meiner Bußfertigkeit! Nimm es für meine Sünden und für ihre Sünden auch! Rechne ihr die Schuld nicht an!

Der Frühling ist wiedergekommen, den ich einst gesehen habe im Haus meines Vaters und

im Blumengarten, wo die Luft erfüllt iſt vom Getön der Bienen. Ich denke der lieblichen Angilberga, der ich den Vater gemordet habe, und ich denke meiner Mutter und hoffe, daß ſie nicht mehr auf Erden weilt, ſondern ins himmliſche Gefild eingegangen iſt, meine Schmach nicht zu ſehen. Ich denke auch des böſen Dracolen, der mich gegeißelt hat mit wollüſtigen Lippen und vor allen Männern. Fredegunds aber denke ich nicht mehr.

Der Duft des Waldes kommt durch das enge Fenſter zu mir, ein bläulicher Schmetterling ſchwebt im Glanz zwiſchen den lichten Bäumen. Es iſt eine Unruhe in der Luft, und doch zieht nur ſchwacher Wind. Ein junges Reh kommt durchs Moos gegangen und graſt vor meinem Fenſterlein. Es hebt die Blicke zu mir auf. O Welt, bitter und ſchön!

Jetzt ſchnuppert es, wendet den Kopf hin und her. Es tut einen Sprung, es flieht.

Hörnerklang, fern, ganz fern.

Wer jagt im vergeſſenen Wald? Meine Hände werden ſtarr, die Pergamentblätter kniſtern, als könnten ſie nicht mehr ſtill liegen.

Ich kenne den Ruf!

Vater, der du in dem Himmel biſt! Gott über Wäldern, über Häuſern, über Menſchen! Hilf! Hilf!

Schon höre ich Roſſe durchs Dickicht brechen! Fredegund!

Haltet Ihr ſtand? Pfähle, die meine Hütte tragen? Wo iſt meine Kraft? Haltet Ihr? Weicht Ihr?

Kruzifix du aus Eiſen! Mit dir ſtemme ich auf!

Splitterſt du? Brichſt du? Fort die Trümmer!
Der Pfoſten weicht meiner Kraft!
Baum du vor mir, geliebte Buche! Duftender Boden des Waldes, den mein nackter Fuß rührt! Farren! Moos! Baumrinde zwiſchen meinen Händen!
Ich komme, Fredegund! Ich komme!

Bücher von Emil Lucka

Im Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin:

Die drei Stufen der Erotik. 15. Auflage
Grenzen der Seele. 9. Auflage
Die Phantasie. Eine psychologische Untersuchung
Otto Weininger. Sein Werk und seine Persönlichkeit. 6. Auflage
Tod und Leben. Roman
Eine Jungfrau. Roman. 6. Auflage
Adrian und Erika. Roman
Das Unwiderrufliche. Vier Zwiegespräche
Winland. Erzählungen. 6. Auflage
Buch der Liebe. Verse
Das brennende Jahr. 44 Anekdoten
Heiligenrast. Ein Roman aus alter Zeit. 10. Auflage
Der Weltkreis. Ein Novellenbuch. 4. Auflage
Ehegeschichten. Novellen. 4. Auflage
Die Verzauberten. Ein Schauspiel

Im Verlag von S. Fischer, Berlin:

Isolde Weißhand. Ein Roman aus alter Zeit. 53. Tausend

Im Verlag von Ullstein & Co., Berlin:

Das Brausen der Berge. Roman. 37. Tausend

Im Verlag von Georg Müller, München:

Die Mutter. Schauspiel

Im Verlag von Frisch & Co., Wien:

Thule. Eine Sommerfahrt. Prachtausgabe

Nikola-Verlag
Wien – Berlin – Leipzig – München

Emil Lucka

Fredegund
Ein Roman aus alter Zeit

Dieser von packendster Handlung, von ursprünglichster Triebhaftigkeit erfüllte Roman zeigt den Autor der „Drei Stufen der Erotik" von einer völlig überraschenden Seite. In den finsteren Öden des Waldes von Pectavon schreibt Eberulf, der sündige, büßende Kämmerer der Königin Fredegund, die Geschichte seines Lebens, die mit dem blutigsten Kapitel der Geschichte des Frankenreiches verknüpft ist.

Felix Braun

Die Taten des Herakles
Roman

Mit gewaltiger Plastik gibt uns der Dichter ein Bild aus dem verfallenden alten Athen zur Zeit des ersten Christentums. Voll Farbe und Leben ist jedes Wort, jede Geste der Gestalten dieses fesselnden Romanes, der mit starker Handlung und leuchtendem Kolorit jenen hohen dichterischen Schwung vereinigt, dem Felix Braun seinen Namen verdankt. Eine unendlich verfeinerte und vertiefte Behandlung des berühmten „Quo vadis"-Themas.

Paul Busson

Die Wiedergeburt des Melchior Dronte

Roman

Mit diesem Werk, in dem alle Schauer des Jenseits den Leser unwiderstehlich in ihren Bann ziehen, scheint Paul Busson den Gipfel seines bisherigen Schaffens erreicht zu haben. Der Gedanke der Seelenwanderung wird hier in packendster, von unheimlicher Gestaltungskraft erfüllter Form zu einem hohen Kunstwerk gestaltet. Ein Wiedergeborener, ein „Ewli" entsinnt sich in qualvollem Erinnern seines früheren Daseins und seiner furchtbaren Erlebnisse. Eines der seltenen Bücher, die man in atemloser Erregung liest.

Robert Hohlbaum

Der wilde Christian

Roman

Das kurze, schicksalsvolle Leben des größten deutschen Lyrikers vor Goethe, Johann Christian Günther, wird hier im Roman gestaltet. Ein Buch zügelloser Abenteuer des Vielverkannten. Es klingt aus in die stille Sehnsucht eines am Leben Gescheiterten nach der wahren Heimat.

Johann Christian Günther

Gedichte

In einer von liebevoller Pietät besorgten Auswahl ersteht hier Günthers dichterisches Werk wieder vor den Augen der Nachwelt. Sein Leben zerrann, aber sein Dichten bleibt grün und unversehrt.

Erwin Rieger

Die Zerriſſenen

Roman

Mit allen Mitteln ſeines Geiſtes und tiefinnerlichen Empfindens ſucht der Dichter dasErlebnis der zerſtörten, zerfallenen Heimat ſeeliſch zu bewältigen. In der Liebe zur Schönheit des Vaterlandes, in ſeiner Verwurzelung mit ihrem Weſen findet er die Möglichkeit und den Weg zu tröſtlichem und hoffnungsvollem Weiterbeſtehen.

Thaddäus Rittner

Geiſter in der Stadt

Roman

Eine romantiſche Staatsutopie, die wie alle Werke Rittners nahe der Wunder- und Märchenwelt liegt. In der traumhaften Revolution, zu der ſich in dieſem Roman die geiſtigen Arbeiter endlich aufſchwingen, ſpielt das Theater eine ſeltſame und entſcheidende Rolle. Das letzte Werk des verſtorbenen Dichters.

Leo Perutz

Die Geburt des Antichriſt

Erzählung

Mit Einband, Buchſchmuck und Textzeichnungen von

Axel Leskoſchek

Die ſeltſamen und abenteuerlichen Umſtände bei der Geburt einer der ſonderbarſten hiſtoriſchen Perſönlichkeiten werden hier zu einem Kunſtwerk von ſeltenſter Vollendung geſtaltet. Ein verblüffend buntes Bild der Barockzeit mit bedeutungsvoller Perſpektive. Aus der Welt ſizilianiſcher Verbrecher ſteigt die faſzinierendſte Erſcheinung des 18. Jahrhunderts empor.

Otto Soyka

Die Traumpeitsche

Roman

Die phantastische Erfindung, das Leben der Menschen durch Beeinflussung ihrer Träume zu lenken, wird hier bis zu einer Neugestaltung der Welt gesteigert, Technik und Psychologie, durch eine Handlung von stärkster Spannung miteinander verknüpft, lassen den Roman als ein Kunstwerk jenes Gebietes erscheinen, auf dem die Kriminalgeschichte fußt und das Soyka in einer Reihe fesselnder Werke als erster künstlerisch wegbar gemacht hat.

Roda Roda

Die sieben Leidenschaften

Gerade im jetzigen Zeitpunkt wird uns Roda Roda in einem gewissen Sinne historisch beachtenswert erscheinen: als humorvoller Augenzeuge einer sonderbaren Verschmelzung slavischen Volkslebens mit deutschem Kulturferment. Alle Vorzüge seiner Erzählungskunst, vor allem seine außerordentliche Fähigkeit der schärfsten Pointierung, finden sich in diesem seinem neuesten Buch in verstärktem Maße.

Kurt Martens

Schonungslose Lebenschronik

Der Romandichter und Novellist Kurt Martens erzählt hier in einer unerhört offenen Weise mit überlegenem Humor die Geschichte seiner menschlichen und literarischen Entwicklung, die zugleich ein ungeschminktes Abbild des geistigen und gesellschaftlichen Deutschland um das Ende des 19. Jahrhunderts darstellt. Die „Lebenschronik" ist das Werk eines der feinsten Geister unserer Zeit.

Hugo Wolf
Briefe an Rosa Mayreder

Ein interessantes Bild der eigenartigen Persönlichkeit Wolfs, die ihren Zeitgenossen vielfach so rätselhaft und unverständlich war. Ein reicher Schatz echter Freundschaft offenbart sich in diesen Dokumenten einer hochgestimmten Seele, die zugleich bedeutsame Einblicke in die Werkstatt des Genius gewähren.

Wladimir Hartlieb
Der mächtige Ruf
Gedichte

Ein neuer Band des Dichters der „Stadt am Abend". Die klangvollen Strophen Hartliebs lassen einen völlig Eigenen erkennen, der in gedankentiefer Lyrik neuen und doch ewig alten Zielen zustrebt.

Briefe von Josef Kainz
Herausgegeben und eingeleitet von
Hermann Bahr

Wer Kainz je in seinem Leben auf der Bühne gesehen, seine schauspielerische Kraft erlebt hat, vergißt ihn niemals wieder. Wie in einem Brennspiegel erscheint uns die ungewöhnliche Persönlichkeit des großen Schauspielers in diesen Briefen. Eine Fülle des Neuen, Intimen über Josef Kainz, eine scharfe Beleuchtung seiner Freundschaft mit Ludwig II. von Bayern findet sich hier und wird allen Freunden des deutschen Theaters, den ungezählten Verehrern des großen Künstlers von höchstem Interesse sein.

Burghart Breitner
Sibirisches Tagebuch

Der Name Burghart Breitners, dieses hervorragenden Arztes, Dichters und Menschenfreundes, ist heute Hunderttausenden geläufig. Die ungeheure Zahl österreichischer und reichsdeutscher Kriegsgefangener nennt seinen Namen mit aufrichtiger Dankbarkeit. Breitners Buch, das ein Kulturdokument allerersten Ranges darstellt, wird von allen Jenen gelesen werden, denen Menschenliebe und Hilfsbereitschaft mehr ist als leerer Schall.

Wilhelm Fischer=Graz

Alltagszauber, Novellen. 2. Auflage
Atlantis, Eine Dichtung. 2. Auflage
Die Fahrt der Liebesgöttin, Ein Roman
Die Freude am Licht, Ein Roman. 14. Auflage
Grazer Novellen. 4. Auflage
Hans Heinzlin, Erzählungen. 3. Auflage
Unter altem Himmel, Erzählungen. 5. Auflage
Der Kaiser von Byzanz, Romanze
Königin Hekabe, Trauerspiel
Kriegsbuch
Lebensmorgen, Erzählungen. 4. Auflage
Der Mediceer, Novellen
Murwellen, Erzählungen. 3. Auflage
Friedrich Nietzsche's Bild
Poetenphilosophie, Eine Weltanschauung
Sommernachtserzählungen, Novellen. 3. Auflage
Sonne und Wolke, Aphorismen
Sonnenopfer, Ein Roman. 4. Auflage
Aus der Tiefe, Erzählungen. 3. Auflage
Der Traum vom Golde, Ein Roman. 3. Auflage

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Romane des Ilf-Verlages

Egmont Colerus

Der Dritte Weg

Es ist eine Zukunftsphantasie aus dem Jahre 1950 und predigt den heiligsten Krieg für das Leben an Stelle der Kriege gegen das Leben. Ein Buch, das anregt. (Münchener Neueste Nachrichten.)

Egmont Colerus

Antarktis

Wie aus aufeinandergetürmten gigantischen Quadern ist dieses Werk aufgebaut. In ihm bekunden sich die Kräfte eines starken Talents.
(Neues Wiener Journal.)

Michael Klapp

Die Bankgrafen

Ein Dokument dieser zweideutigen Tage ist dieser Roman. Ein frappant österreichisches Dokument mit Dickens-Einschlag. Michael Klapp war ein Wiener Zola. (Neue Freie Presse.)

Arnold Höllriegl

Die Films der Prinzessin Fantoche

Diese lustige Geschichte, die, bereits verfilmt, allenthalben Heiterkeit und Freude erregt hat, ist nunmehr als Buch erschienen. Für alle Freunde echten Humors eine willkommene Gabe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 068360617

Digitized by Google